Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

39. Jahrgang.

1906 Berlin-Bremen, den 3. Februar. Nr. 5

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Wind und Wellen sind ihm gehorsam. Von Holthoff. — Rede des Pfarrers Fatho-Köln. — Aus der katholischen und antikatholischen Literatur Deutschlands. II. Von G. Fittbogen. — Ein „Kirchengemeindehaus“ in der Schweiz. Von J. R. Egg. — Ein böser Tag. — Vom Büchertisch.

Wind und Wellen sind ihm gehorsam.

Mc. 4, 41.

Ein eigentümliches, packendes Gemälde wird uns hier vor Augen gezeichnet. Das im Herankommen des Sturmes unruhig werdende Meer. Auf demselben ein von Wind und Wellen bedrängtes Schifflein. Drinnen die arbeitenden, doch verzagt blickenden Jünger. In ihrer Mitte Christus trotz aller Gefahr ruhig schlafend.

Und doch, wie charakteristisch ist diese Erzählung für den Geist Christi! Er ruhet in Gott und ist stille. Nicht allzeit steht er in höchster Wachtsamkeit auf dem Posten, fürchtet nicht jedes Windrauschen und Murren der Wellen des Unglaubens, sieht nicht in jedem Schwanken des Kirchenschiffes auf den bewegten Zeitwogen den Untergang desselben. Im Gefühl seiner göttlichen Macht wartet er ruhig, bis die wirkliche Gefahr die Entfaltung aller seiner Kräfte erfordert.

Jedoch die Welt hält den schlafenden Christus so leicht für einen toten Mann. Von allen Seiten kommen heraufgezogen die Wolken des Irrtums, der Verblendung, des weltfreudigen gottlosen Sinnes, der Selbstvergötterung. „Sollte Gott sein, und sollte Gott also gesagt haben?“ — diese alten Schlangenfragen regen aufs neue die Gemüter gewaltig auf. „Es ist kein Gott, oder ist er, ist er allein in unserem Geiste.“ Da die Göttlichkeit ihres Ichs aber auf schwachen Füßen steht, die Macht der Sinne und der Leidenschaften im Ich riesengroß ist, wird Gott ihnen ein Nichts, der Mensch aber alles in allem. Die jetzt heranbrausenden Schlußfolgerungen sind selbstverständlich. „Gibt es keinen Gott, gibt es auch keine Verantwortung und Rechenschaft vor ihm. Gibt es keine göttlichen Gesetze, wozu sich selbst etwas abringen, wonach doch so heftiges Verlangen? Ist die Glut der Leidenschaft nicht Bürgschaft genug für die Berechtigung derselben? Wozu reden von einem Geist göttlicher Wahrheit, alles ist nur relativ wahr? Wozu Opfer der Liebe bringen? Das gibt nur Sklavenseelen, wir brauchen Herrenmenschen. Den Egoismus besiegen? Er ist ja Sporn und der Hebel alles Fortschritts.“ „Ihr betrübt Gott durch Haß, Rache, Bosheit!“ „Der Gott in uns ist seelenvergnügt, wenn wir andere beiseite stoßen und unter die Füße treten.“ „Es macht aber glücklich, in der Tugend und in der Liebe zu bleiben.“ „Gut, sei in dieser Weise glücklich und mache glücklich, wer da will! Wir sind glücklich und machen einander glücklich in unserer sinnlich, feucht fröhlichen Art.“

All dieser Dunst oberflächlicher Lebensbetrachtung, des gottlosen Denkens, hochmütigen Meinens, des Sinnengenusses erzeugt Sturm, wühlt das Meer, das sonst das Schifflein der Jünger sanft weitergleiten ließ, in seinen Tiefen auf. Treue Seelen, die bis dahin ihr Leben nach den Grundsätzen der christlichen Religion geführt, werden unsicher. Die Furcht, rückständig zu erscheinen, wirkt lähmend auf die Glaubensfreudigkeit. Christliche Erziehung, diese Blüte aller Erziehung, wird verdächtigt als Knechtung und falsche Dressur der nach Freiheit und ungebundener Entfaltung dürstenden Kindesseele. Die Kirche wird gescholten, an allen tragischen Konflikten Schuld zu sein. „Ohne sie und ihre religiös-sittlichen Forderungen“, sagt man, „verflösse das Leben harmonisch. Man könnte tun, was man wollte, ohne nachher mit bösem Gewissen umherzulaufen. Weg mit der Religion, mit Kirche, Gottesdienst, weg mit dem schlafenden, dem toten Christus!“ — so braust der Sturm, so heult das Meer der gottentfremdeten Welt. Immer ängstlicher werden die Jünger. Sie rufen einander zu: „Hängen wir die Segel nach dem Wind, ändern wir den Kurs, was können wir gegen solchen Wind und solche Wogen, lassen wir das Schiff treiben, es ist die Sache am Ende!“ Die Verzagtesten aber schreien mit vorwurfsvollem Ton den schlafenden Christus an: „Meister, fragest du nichts darnach, daß wir verderben!“

Die Angstschreie, das verzagte Jammern und Hülferufen wecken den schlafenden Christus. Voll Mitleid, aber auch voll zornigen Unmuts blitzt sein Auge: „Wie seid ihr so furchtsam! Was soll das scheue Zurückweichen, die bleiche Furcht vor Naturgewalten, den Gewalten von Fleisch und Blut, des Sinnenrausches, der Lüge, der Sünde, die ihr durch mich lange als ein Nichts erkannt habt? Seht, ich schreie sie an, ich bedrohe sie, sie schweigen und werden stille. Gott über uns hat sie längst gerichtet, und wir, in Gott ruhend, schreiten stille und siegreich über sie hinweg zu unserm heiligen Ziel hin! Wie kommt es, daß ihr, obgleich ihr so lange bei mir waret, nicht diesen Glauben und in ihm die gebietende, siegreiche Stärke des mutigen Eingreifens und Handelns habt!“

Er stand auf und bedrohete Wind und Wellen, — sie waren ihm gehorsam, sie konnten den gottgesandten Meister und sein Heilswerk nicht hemmen oder vernichten. Die großen Jünger, Paulus, die todesmutigen Christen der Erstlingsgemeinden, ein Luther und seine wackeren Nachfolger — sie wichen nie dem feindlichen Anprall. Sie begegneten ihm mit dem Mut und der Zuversicht: Gott ist mit uns, was kann wider uns sein? Mit ihm im Bunde, auf Christum schauend, — welche Großtaten werden wir ausrichten, was gibt es, das wir nicht vollführen könnten!

Laßt auch uns aufstehen, den Arm ausstrecken gegen den Sturm und den Wogendrang des Irrtums und Wahns: Bedrohen wir alle finsteren Gewalten mit festem Arm und sicherem Wort in dem unerschütterlichen Glauben, daß der Geist Gottes stärker ist denn die Welt. Der gottvertrauende Christusgeist, der mutig und unverzagt auftritt und wirkt,

wird noch immer erfahren: ihm sind Wind und Meer gehorsam!

Bremen-Oberneuland. Holthoff.

Rede des Pfarrers Jatho-Köln

auf der (Römer-) Protestversammlung in Köln.*)

Meine verehrten Damen und Herren! Wir sind dem Herrn Prof. Grafe gewiß von ganzem Herzen dankbar für die freisinnige und liebenswürdige Art, womit er den Entscheid des Kgl. Konsistoriums im Falle Römer hier soeben besprochen hat, und wir teilen auch ebenso aufrichtig mit ihm die Hoffnungen und Wünsche, daß der gegenwärtig uns beunruhigende und erregende Fall ein Einzelfall bleiben möge. Aber wir können trotz alledem nicht an dem veröffentlichten Wortlaut des Entscheides des Kgl. Konsistoriums vorübergehen und namentlich diejenigen nicht, welche durch diesen Entscheid indirekt mitbetroffen sind, — und das ist die große Zahl derjenigen Männer in unserer Provinz, welche, in kirchlichen, pädagogischen und akademischen Ämtern stehend, die Anschauungen des Lic. Römer im großen und ganzen teilen. — Es ist vom Kgl. Konsistorium ausgesprochen worden, daß der Lic. Römer um dieser Anschauungen willen in Remscheid nicht bestätigt werden könne, und man hat diesen Entscheid wieder damit begründet, daß man sagte, diese Anschauungen weichen ab von der hl. Schrift und von dem kirchlichen Bekenntnis. Andererseits ist ja, wie auch Prof. Grafe bereits sagte, die wissenschaftliche Tüchtigkeit und der sittliche Ernst des Herrn Lic. Römer in dankenswerter Weise in dem Entscheid des Konsistoriums anerkannt worden.

Meine verehrten Damen und Herren! Wenn es sich handelt um Bekenntnis und hl. Schrift, so steht für uns Protestanten stets die hl. Schrift in erster Linie. Denn die Geltung der Bekenntnisse muß gemessen und bewertet werden an der inneren Übereinstimmung derselben mit der hl. Schrift. Ein Bekenntnis, welches mit der hl. Schrift nicht übereinstimmt, kann niemals auf die Dauer ein Glaubensbekenntnis im protestantischen Sinne des Wortes sein. Ich gehe darum auf die Stellung Römers zum kirchlichen Bekenntnisse nicht ein, sondern ich wende mich ausschließlich zu der Frage: Ist Römers theologische Anschauung, wie er sie in seiner Remscheider Predigt vertritt, wirklich nicht in Einklang zu bringen mit der hl. Schrift, insonderheit mit dem Neuen Testament? Wenn ich diese Frage verneinen müßte, meine verehrten Freunde, dann müßte ich heute mein Pfarramt niederlegen, dann wäre es mir nicht mehr möglich, als evangelischer Prediger, der die hl. Schrift als letzte und entscheidende Quelle christlicher Erkenntnis und christlichen Lebens anerkennt, zu wirken. Ich habe aber die feste Überzeugung, — und werde dafür auch den Beweis zu erbringen versuchen, — daß Römers Standpunkt nicht außerhalb der Schrift liegt, sondern durchaus in der hl. Schrift. Und sie müssen mir gestatten, meine verehrten Damen und Herren, die Gründe dafür Ihnen ganz kurz und in ihren Hauptsachen hier auszuführen.

Es handelt sich um die christologische Frage insonderheit um die Frage nach der Geburt, nach der Gottessohnschaft Jesu Christi. Es ist Ihnen zum allergrößten Teile bekannt, daß die Dogmengeschichte uns eine zweifache Auffassung dieser Gottessohnschaft bietet, eine sittlich-religiös begründete und vermittelte und eine andere, welche physisch und metaphysisch begründet und aufgefaßt wird. Diese letztere Anschauung lehnt Römer ab, zu der ersteren aber bekennt er sich, und ich füge hinzu, zu dieser ersteren bekennt sich auch eine starke, ich möchte fast sagen, beherrschende Strömung der ursprünglichen, christlichen Anschauungen im Neuen Testamente. Lesen Sie, verehrte Freunde, das erste Kapitel des Matthäus, den Stammbaum Jesu, und nehmen Sie dazu den bei Lukas gegebenen zweiten Stammbaum, welcher Jesum bis auf Adam zurückführt, so werden Sie finden, daß beide Stammbäume nicht endigen in Maria, sondern beide Stammbäume endigen in Josef. Es liegt also hier die alte christliche Anschauung zugrunde, daß Josef der Vater Jesu gewesen ist. Auch wissen Sie alle aus der Weihnachtsgeschichte, daß nicht Maria sich schätzen ließ, weil sie aus dem Hause und Geschlechte Davids war, sondern daß Josef der Mann gewesen ist, der das davidische Blut als der Mittler übertragen hat auf den Messias. Auch da haben wir eine uralte christliche und biblische Anschauung vor uns. Ich brauche Sie nur flüchtig darauf hinzuweisen, wie auch das Volk seinerzeit Jesum stets angeredet und genannt hat, den Mann aus Nazareth. Jesus von Nazareth, das ist die übliche Anrede in den synoptischen Evangelien. Ja, dieses Bewußtsein, daß Jesus ein Nazarener sei und kein Bethlehemit, ist so tief eingewurzelt gewesen, daß noch viele Jahrhunderte hindurch die Christen Nazarener genannt worden sind. Denken Sie an die Geschichte von dem zwölfjährigen Jesus im Tempel. Da sagt Maria zu dem Knaben: Dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht, wie überhaupt durch dieses ganze zweite Lukaskapitel der Ausdruck „Eltern Jesu" ganz naiv sich hindurchzieht. Bei Matth., Kap. 13, fragen die Leute: Ist dieser nicht des Zimmermanns Sohn? Wir kennen ja seine Eltern, wir kennen ja seine Brüder, wir kennen ja seine Schwestern! Woher kommt ihm denn solche Weisheit! Und Jesus bestätigte diese Anschauung dadurch, daß er sagt: Es ist eine alte Erfahrung, daß der Prophet nichts gilt in seiner Vaterstadt und bei den Seinen. Selbst noch im Johannes-Evangelium wird die Frage aufgeworfen: Was kann aus Nazareth Gutes kommen? Und in der ältesten apostolischen Predigt, wie sie uns in der Apostelgeschichte überliefert ist, wird Jesus genannt: Jesus von Nazareth, ein Prophet, mächtig von Taten und Worten vor Gott und allem Volke. Ganz besonders beweiskräftig, meine verehrten Freunde, ist das Verhalten der Maria in der evangelischen Geschichte. Maria versteht z. B. nicht, was der alte Simeon von dem Jesuskindlein sagt. Sie verwundert sich darüber. Maria versteht nicht, was der 12jährige Knabe ihr antwortet, als er ihr zuruft: Wißt ihr denn nicht, daß ich sein muß in dem, was meines Vaters ist? Ja, noch mehr, als Jesus öffentlich aufgetreten war, als er sich in Kapernaum befindet unter einer großen Volksmenge, da machen die Mutter und Brüder Jesu zweimal den gemeinsamen Versuch, Jesum wieder nach Nazareth zurückzuführen, und sie begründen diesen Versuch durch ihre Vermutung, daß er von Sinnen gekommen sei.

Meine Damen und Herren! Es ist ganz undenkbar, daß eine historische Persönlichkeit, wie Maria, derartiges hätte sagen und denken können, und daß derartiges in der christlichen Überlieferung aufbewahrt worden wäre, wenn Maria die Erfahrungen durchgemacht hätte, von denen Matth. 1 und Lukas 1 erzählen.

Schauen Sie in das Markus-Evangelium hinein, meine

*) Auf unsere Bitte hat uns Pfarrer Jatho in Köln in dankenswerter Weise das durchgesehene Stenogramm seiner Kölner Rede zur Verfügung gestellt mit gütiger Erlaubnis des Herrn Verlegers des in diesen Tagen erscheinenden und im Buchhandel (auch durch die Zentralstelle Berlin S. 59, Hasenheide 59, gegen Einsendung des Betrages und Portos) für 10 Pfg. käuflichen stenographischen Berichtes über die Protsteversammlung in Köln. Die ausgezeichneten Reden und Ansprachen, die dort von Theologen Prof. Grafe-Bonn, Jatho-Köln, Mellinghof-Dieringhausen und Laien Professor Dr. Gefken-Köln, Rechtsanwalt Dr. Preißmann-Remscheid, Professor Dr. Guttmann-Dortmund, Wilh. Georgi-Aachen, Dr. Feigel-Duisburg, Dr. Thomé-Elberfeld, Oberlehrer Peters-Düsseldorf, Oberlehrer Dammers-Solingen, Notar Dr. Nastelski-Remscheid gehalten wurden, machen diese Schrift zu einem wertvollen Zeugnis des kirchlichen Liberalismus, zu einem Werbeheft, das zum Massenbezug sich eignet und in liberalen Vereinen und in den Gemeinden verteilt werden sollte. Es tritt würdig an die Seite dem im Verlag von Gebauer-Schwetschke, Halle a. d. S., erschienenen Berichte der großen liberalen Versammlung, die im Fall Fischer auch am 18. Januar im vergangenen Jahre in Berlin tagte (ebenfalls für 10 ₰ zu beziehen). Dies Heft enthält die Rede des Professor D. Otto Pfleiderer-Berlin. Beide Hefte sollten in den Händen jedes Kirchlichliberalen sein und müßten in weitesten Kreisen verbreitet werden.

verehrten Freunde! Es kennt gar keine Vorgeschichte Jesu, es beginnt die Geschichte Jesu mit seiner Taufe und sieht mit der Taufe zugleich die Mitteilung des Geistes Gottes an Jesum sich vollziehen. Dadurch ist er der Sohn Gottes geworden, an dem der Vater sein Wohlgefallen hat.

Das ganze weitere Evangelium und seine Darstellung entsprechen durchaus dieser Auffassung von einer sittlich religiösen Gottessohnschaft Jesu. Er läßt sich taufen, er fühlt sich also verwandt, auch innerlich verwandt, sittlich verwandt seinen Landsleuten, die gleichfalls zu der Taufe gehen, um der neuen Gemeinde der Heiligen zuzutreten, welche um Johannes den Täufer sich scharte. In Nazareth kann Jesus nicht eine einzige Tat tun, weil der entgegenkommende Glaube mangelt. Aus eigener Machtvollkommenheit vermag er hier nichts. Er antwortet dem jungen Manne, der ihn mit „Guter Meister" anredet: „Was heißest du mich gut, niemand ist gut, als Gott allein." Er erklärt seinen ehrgeizigen Jüngern, daß die Verteilung der Ehrenstellen im Reiche Gottes nicht ihm zustehe, sondern seinem himmlischen Vater. Und einem Schriftgelehrten gegenüber (im 12. Kapitel) bezeichnet er als das vornehmste Gebot: Der Herr unser Gott ist ein einiger Herr. Nehmen Sie dazu den betenden Jesus in Gethsemane, der im Staube ringt und sagt: Vater, es ist dir alles möglich. Ein betendes Menschenkind! Und endlich den Jesus, wie er nach der Darstellung des Matthäus und Markus am Kreuze stirbt mit den Worten: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Betrachten Sie dieses in sich geschlossene Bild, meine verehrten Freunde, dann werden Sie es für möglich halten, daß in der alten Christenheit eine Anschauung über Jesus verbreitet war, welche weder mit einer physischen noch metaphysischen Gottessohnschaft rechnete.

Auch die Idee der Auferstehung Jesu, der Himmelfahrt Jesu empfängt ihre religiöse Kraft erst durch die Annahme seiner vollgültigen und vollkommenen Menschheit und Menschlichkeit. Denn daß Gott aus dem Grabe ersteht, ist nichts Wunderbares. Daß Gott im Himmel thront, ist selbstverständlich! Aber daß Gott sein liebstes Kind nicht im Tode läßt, daß der Menschensohn zur Rechten der Gottheit erhöht ist, das ist das Große, das ist das Anbetungswürdige, das Begeisternde, was die alte Christenheit recht eigentlich als Fundament ihres Glaubens betrachtet hat.

Ich stelle daneben den Apostel Paulus. Im Römerbrief im 1. Kapitel spricht Paulus die Anschauung aus: Der Sohn Gottes ist gekommen aus Davids Samen nach dem Fleisch; aber er ist zum Sohn Gottes gesetzt nach dem Geist der Heiligkeit, kraft der Auferstehung. Also auch hier liegt die Anschauung vor, daß Jesus aus dem Samen Davids, d. h. aus der männlichen Nachkommenschaft Davids gezeugt und hervorgegangen ist. Christus ist für Paulus der deuteros adam, das heißt auf deutsch: der zweite Mensch. Während Adam der Mensch ist, der der Welt das Verderben gebracht hat, ist Jesus der himmlische Mensch, der der Welt ein neues Leben bringt, also ein Mensch. Selbst bei Johannes erscheint Jesus noch nicht als Gott, sondern die Logos-Idee des Johannes läuft darauf hinaus, daß Gottes ewige Vernunft, die ewig schaffenden und erlösenden Weltgedanken Gottes sich mit der Person Jesu von Nazareth vereinigt, und daß wir darum in ihm den Weg, die Wahrheit und das Leben zu sehen haben. Im ersten Timotheus-Brief lesen wir die Stelle: „Es ist ein Gott und ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch Jesus Christus." Noch im 3. Jahrhundert, meine Freunde, hat man als Geburtsfest Jesu nicht das Weihnachtsfest gefeiert, wie wir es heute tun, sondern das Epiphaniasfest, das Fest seiner Taufe. Denn in der Taufe hat man die Geburt des Gottessohnes gesehen in der alten Christenheit.

Das sind, wie ich vorhin schon sagte, nur einzelne wenige, ganz besonders hervorspringende Punkte, welche ich Ihnen hier anführen kann. Sie beweisen aber zur Genüge, daß durch das Neue Testament sich eine Anschauung zieht, welche der, die Lic. Römer in seiner Predigt vertreten hat, durchaus homogen ist.

Für die physische Gottessohnhaft gibt es im Neuen Testamente nur zwei Stellen. Das ist Matth. 1, wo es von Maria heißt: „Sie war Mutter vom heiligen Geist." Diese Behauptung wird dort begründet durch eine Prophetenstelle, Jesaias 7, 14, wo es heißt: „Eine junge Frau wird Mutter werden". Diese Prophetenstelle spricht weder von einer Jungfrau noch hat sie's mit einem kommenden Messias zu tun, sie redet vielmehr von einem Kindlein, welches zur Zeit, als der Prophet das Wort sprach, sehr bald geboren werden sollte; denn die Kriegsgefahr, die den König Ahas bedrohte, werde so bald zerstreut sein, daß, wenn dieses Kind geboren würde, man es schon Immanuel nennen dürfe, d. h. Gott mit uns. Die zweite Stelle ist die bekannte bei Lukas, wo der Engel der Maria sagt, daß der Geist des Höchsten sie überschatten werde und was von ihr geboren werden solle, das sei vom heiligen Geiste. Diese Stelle ist einem Engel in den Mund gelegt und kann daher eine wissenschaftliche Beweiskraft für sich nicht in Anspruch nehmen.

Sie sehen also, verehrte Freunde, wenn Sie das alles zusammen nehmen, gegen einander abwägen, so werden Sie mit mir sagen: Lic. Römer steht mitten in der Anschauung des Neuen Testaments. Nicht, daß ich damit sagen wollte, daß nicht im Neuen Testament daneben auch andere Anschauungen über die Person und Entstehung Jesu vorhanden seien, wohl aber ist die Römersche Anschauung ein Bestandteil des Neuen Testaments, ein Bestandteil der ältesten christlichen Glaubensvorstellungen gewesen. Wenn nun das spätere kirchliche Dogma diese biblische Anschauung in den Hintergrund treten ließ, meine verehrten Freunde, und endlich als ebionitisch mit dem Namen der Irrlehre belegte, so wird dadurch die Tatsache nicht umgestoßen, daß in der ältesten, der apostolischen, Zeit die Vorstellung einer natürlichen Entstehung Jesu Jahrzehnte hindurch weite Kreise der gläubigen Christenheit beherrscht hat. Biblische Anschauungen auf der Kanzel zu vertreten, ist aber nicht nur des evangelischen Predigers gutes Recht, sondern geradezu seine Pflicht. Und darum meine ich, daß Lic. Römer — das Urteil über die Form seiner Predigt lasse ich dahingestellt — in bezug auf den Inhalt der Predigt das Recht und die Pflicht eines evangelischen Predigers nicht außer acht gelassen hat, sondern ihnen treu geblieben ist.

Daß Römer an Jesus glaubt, daß er ihm mit Begeisterung anhängt, daß er in Jesus die Offenbarung göttlicher Liebe und Herrlichkeit sieht, das geht aus seiner Predigt ganz deutlich hervor. Hier ist einmal wieder der Beweis geführt, daß die theologische Anschauung des Predigers, auch seine christologische Auffassung, nicht maßgebend sind für seine pastorale Tüchtigkeit. Hat es überhaupt, so frage ich, hat es jemals in der christlichen Kirche ein einheitliches Christusbild gegeben? Niemals! Der Streit der kirchlichen Parteien hat das verhindert. Schon im Neuen Testament hebt dieser Streit an. Vergleichen Sie doch, ich bitte Sie, das Christusbild der Offenbarung Johannis, dieses mit jüdischen Vorstellungen reichlich ausgestatteten übermenschlichen Messias, der als Vernichter der Heidenvölker über seine Feinde triumphiert, der durch Ströme des Blutes dahingeht, der das Schwert im Munde führt und der dann endlich seine Getreuen, aber auch nur seine Getreuen, aus aller Not und Trübsal errettet und in die Herrlichkeit seines Vaters führt, — vergleichen Sie diesen judaistisch gefärbten Christus mit dem sonnenhellen, herrlichen Bilde des vierten Evangeliums. Da ist auf Christus alles Große, alles Schöne, alles Herrliche übertragen, was der menschliche Verstand nur auszudenken vermag. Da erscheint Christus als die Inkarnation der Gottheit, als das Licht der Welt, welches alle Menschen erleuchtet, die in diese Welt kommen. Da erscheint er als derjenige, der alle die vielen Millionen zum Vater führt auch aus der Heidenwelt. Ist das miteinander zu vereinigen, meine Freunde? Könnte ein und derselbe Prediger

heute dieses johanneische Christusbild und morgen das Christusbild der Apokalypse mit gleicher innerer Wahrhaftigkeit und Wärme vertreten? Nein, das ist unmöglich, meine Lieben, das ist ausgeschlossen. Gehen Sie noch einen Schritt weiter. Denken Sie an das fünfte Jahrhundert, an die byzantinische Zeit. Da ist Christus gleichsam zum Mönch geworden. Die Weltentsagung war das Ideal. Nach diesem Ideal malen die Theologen jener Zeit ihren Christus. Er erscheint als der hagere Mann mit den eingefallenen Wangen, mit dem mageren Körper, durch und durch das Vorbild der die Welt fliehenden Asketen. Und daneben der lebensvolle Christus der germanischen Stämme, wie er uns im Heliand entgegentritt. Dieser Führer des Volkes zu großen Taten, dieser Held seiner Gemeinde, dieser getreue Eckhardt seiner Anhänger. Wiederum zwei Gegensätze, verehrte Freunde, die sich nicht vereinigen lassen. Und dann der theologische Christus des 16. und 17. Jahrhunderts, wie er aus dem Streite der Konfessionen, der Lutheraner und Reformierten, hervorging, als ein rein dogmatisches Gebilde. Nicht zu vergessen den rationalistischen Christus des 18. Jahrhunderts, den Professor, welcher vor allen Dingen die rechte Lehre und Moral einzuprägen hatte.

Und damit vergleichen Sie den modernen Christus, den Christus, wie ihn die neuere Theologie herausgearbeitet hat aus den Urkunden des Neuen Testamentes, von den Tagen Lessings und Herders an bis in unsere Zeit. Diese historisch greifbare Gestalt, wenn auch nicht in allen einzelnen Zügen genau feststellbar, aber doch in ihrem Grundcharakter klar und deutlich: der Menschensohn mit dem Herzen voll Menschenliebe, der Kämpfer gegen die Vorurteile seines Volkes und gegen die Erstarrung der väterlichen Religion, der eschatologische Gläubige, welcher den Himmel herabkommen sieht auf diese arme Erde, weil seine Liebe zu den Menschenkindern ihm keine andere Hoffnung und keinen anderen Glauben läßt.

Vergleichen Sie das alles miteinander, und dann verlangen Sie, daß ein evangelischer Prediger alle diese Christusbilder in einer angeblich allumfassenden einheitlichen Formel verkündigen soll. Das ist mehr verlangt, meine verehrten Freunde, als wir evangelischen Pfarrer mit gutem Gewissen leisten können. Ein jeglicher von uns muß mit ganzer Seele zu seinem Christus stehen, sonst kann er ihn nicht lebenweckend seiner Gemeinde verkünden. Und darum muß ihm auch Luft und Licht, Freiheit und Raum gegeben werden, diese innere Stellungnahme so zu vollziehen, daß ihm darüber die Freudigkeit nicht verloren geht.

Trotz all dieser Verschiedenheiten aber, verehrte Damen und Herren, gibt es dennoch in der christlichen Verkündigung eine Einheit. Diese Einheit liegt aber nicht auf dem Gebiete des Bekenntnisses, liegt auch nicht auf dem Boden der theologischen Wissenschaft, sondern diese Einheit liegt in den Wirkungen des Geistes Christi. Sie sind das starke Band, welches die evangelische Kirche fest zusammen hält bei allem Individualismus ihrer Glieder, bei aller Mannigfaltigkeit ihrer Verkündigung. Hier und hier allein liegt unsere Stärke, hier liegt unser Reichtum. Hier liegt auch die Aufgabe des evangelischen Predigtamts. Jesus sandte seine Jünger aus mit der Weisung (Matth. 10, 7): „Gehet hin und predigt: das Himmelreich ist nahe herbeigekommen, machet die Kranken gesund, reinigt die Aussätzigen und wecket die Toten auf, treibt die Dämonen aus. Umsonst habt ihr's empfangen, umsonst gebt es auch." Das ist unser bestes, meine verehrten Damen und Herren, was wir umsonst empfangen haben, was uns innerlich geworden ist an Lebensmut und Glaubenskraft im Umgang mit Jesus. Gehen wir hinaus auf die Landstraße und an die Zäune und nötigen die Menschen, herein zu kommen, damit das Haus Gottes voll werde von fröhlichen und dankbaren Menschenkindern. Wir predigen nicht nach der Weise des Alten Testaments: Es ist alles eitel, es ist alles in Sünde verloren und verdorben, sondern wir predigen mit der Sonnensprache Jesu: Das Himmelreich steht vor der Tür,

das Himmelreich ist nahe herbeigekommen. Wir predigen mit dem Glaubensmute eines Luther; Gott ist bei uns wohl auf dem Plan mit seinem Geist und Gaben. Wir möchten nicht auf der Kanzel dogmatische Belehrung geben, sondern wir möchten die Kranken gesund machen, wir möchten die Aussätzigen reinigen, wir möchten die Toten auferwecken, wir möchten die Dämonen austreiben. Mit einem Worte: Wir möchten sittlich religiöse Wirkungen erzielen, eine sittlich religiöse Erneuerung schaffen in der einzelnen Menschenseele. Das tun wir in der Kraft des Geistes und der Liebe Jesu. Wen sie drängt, der hat meiner Ansicht nach die rechte Ausrüstung zum evangelischen Pfarramt, wem sie fehlt, der soll sich davon lassen.

Wie schön, meine verehrten Damen und Herren, — ich eile zum Schluß, — wie schön wäre es, wenn auch unser junger theologischer Nachwuchs, unter dem viel redliche, ehrliche, goldene Kraft arbeitet und wirkt, wenn dieser theologische Nachwuchs mit solchen Vorsätzen, in solcher Wärme und begeisterter, opferfreudiger Menschenliebe in die Gemeinden einziehen dürfte, die ihn rufen. Da mag einer orthodox oder liberal sein, das bedeutet für diese große Hauptaufgabe des evangelischen Predigtamts nichts. Sehr wichtig aber ist es, daß dem jungen Theologen das Gefühl erhalten bleibe: Du darfst nach deiner persönlichen Begabung, nach deiner selbst erworbenen religiösen Überzeugung handeln und reden. Darauf beruht die Freudigkeit und der Erfolg ihres Wirkens. Deshalb möchten wir den Wunsch aussprechen, daß unser Kirchenregiment bei der Beurteilung der Predigtamts-Kandidaten nicht die theologische Anschauung in den Vordergrund stellte, sondern die wissenschaftliche Tüchtigkeit und vor allen Dingen den Ernst in der Amtsauffassung und Lebensführung, die Gediegenheit des sittlichen Charakters. An ihren Früchten, sagt Jesus, sollt ihr sie erkennen. Und so rufen wir: An ihren Früchten, nicht an ihrer Dogmatik sollen auch die jungen Theologen erkannt werden, wie jeder andere Christenmensch in der Gemeinde auch. O, daß unsere kirchliche Behörde Glauben fassen möchte, einen kühnen, einen freien, einen weitherzigen und großen Glauben an die Macht der christlichen Wahrheit. Sie bedarf wahrhaftig keiner künstlichen Stütze, weder in Gestalt von Lehrordnungen, noch von Bekenntnissen. Sie setzt sich selber durch und korrigiert sich auch selbst. Sie braucht nur eins: Sie braucht begeisterte Jünger, braucht dankbare Schüler, die zu ihren Füßen sitzen, voll Pietät aufschauend zu ihr, der nie ganz Enthüllbaren, nie in Formeln Faßbaren. Sie braucht suchende, forschende Seelen, keine fertigen Lehrer. — Sie braucht Menschen, die ihr Leben lang wachsen möchten an Weisheit und Erkenntnis. Sie braucht ehrliche, treue Naturen, die mit Paulus bekennen, daß unser Wissen Stückwerk bleibt. Und zum Glauben an die Wahrheit möge sich bei unserem Kirchenregimente das Vertrauen auf die Macht der Liebe gesellen, die sich in Jesu offenbart. Dann stehen wir unter einem guten Regiment. Dann erhalten wir auf unsere Kanzeln die Männer, die unsere evangelische Kirche braucht, fröhliche Bekenner und offene, allen Strömungen der Zeit gerecht werdende, auch die Bildung der Zeit als Gottes Offenbarung schätzende Prediger. Dann könnte vielleicht die Kluft einmal überbrückt werden, welche heute zwischen dem Predigtamt und vielen Gebildeten in unserem christlichen Volke gähnt. Dann würden die Regsamsten und Aufgeklärtesten, die Warmherzigsten und Tatkräftigsten sich wieder hingezogen fühlen zu der herrlichen Aufgabe, Prediger Jesu Christi zu werden, die Mühseligen zu erquicken und die Trostlosen zu trösten. Dann würden wir dem Ideal eines rechten Kirchenregiments näher kommen, wie es Goethe in das Wort faßt: Das sind die besten Regierungen, die uns lehren, uns selber zu regieren.

Aus der katholischen und antikatholischen Literatur Deutschlands.

Gesichtspunkte zur unbefangenen Würdigung.

II.

2. Das 18. Jahrhundert.

Von selbst richtet sich das Interesse darauf zu sehen, welche Stellung die Männer, die in der Geschichte des deutschen Geisteslebens die Führung hatten, dem Katholizismus gegenüber eingenommen haben. Im Jahre des Schillerjubiläums wurde naturgemäß Schiller unter diesem Gesichtspunkte betrachtet.*)

Ruhig, besonnen, sympathisch und schlicht hat ihn Bellermann als protestantischen Dichter geschildert, und — was in einer Festrede viel bedeutet — ohne Übertreibung. Denn Bellermann weiß natürlich besser als irgend ein anderer, daß Schiller kein evangelischer Christ im eigentlichen Sinne des Wortes gewesen ist. Nur dies will er damit sagen, daß Schillers Genius sich nur in protestantischer Atmosphäre entfalten konnte, und daß ein Zug seiner Dichtung und seines Wesens allerdings protestantisch ist, die Verkündigung der Freiheit; und endlich, daß Schiller von hier aus auch zu einer positiven Würdigung Luthers und des Befreienden im Protestantismus gekommen ist.

Faßt Bellermann nur mit diesen starken Einschränkungen Schiller als protestantischen Dichter auf, so ist es kein Widerspruch, wenn er seine Rede mit dem Satz anhebt: Schiller „gehört unzweifelhaft dem ganzen deutschen Volke an. Kein einzelner Teil, keine Partei darf ihn für sich allein in Anspruch nehmen; . . . . weder Protestanten noch Katholiken haben ein Recht, ihn ausschließlich als den Ihrigen mit Beschlag zu belegen. Er gehört allen". Denn er bringt das allgemein Menschliche zum vollendeten Ausdruck.

Gerade die entgegengesetzte These verficht Böhtlingk. Er spricht den Katholiken jedes Anrecht auf Schiller ab.

Wer hat Recht? Es ist mißlich, in solchen Dingen ein apodiktisches Urteil zu fällen. Bringt Schiller das allgemein Menschliche zur vollendeten Darstellung, so werden wir sagen können: nur diejenigen Katholiken und nur die Protestanten haben ein volles Anrecht auf ihn, die Sinn für dies allgemein Menschliche, Sinn für Humanität haben. Wenn Schiller aber darüber hinaus auch unwillkürlich auf solche wirkt, die die Scheuklappen der Konfession mit Stolz tragen, so wird uns das kein Grund zur Trauer sein.

Darin hat Böhtlingk recht, daß die religiöse Seite unserer klassischen Literatur bisher zu wenig Beachtung gefunden hat. Aber wenn sich das jetzt seit kurzer Zeit ändert, so bleibt doch zu wünschen, daß sie nicht selbst zum Tummelplatz konfessionellen Haders erniedrigt werde.

Sicher ist es irrig, daß Schiller, wenn er den Jesuitendom in Genua zum Galgen des Mohren macht, den Jesuiten eins habe auswischen wollen. Um dem Gegner eins „auszuwischen", stand Schiller zu hoch. Sicher ist es stark übertrieben, wenn man sagt: „Schillers Wechselbeziehungen zum kirchlichen Rom erweisen sich denn auch als ein so fundamentales Moment seiner ganzen Geistesarbeit, daß es seiner Dichtung und nicht nur dieser, auch seinen historischen Schriften, geradeswegs Richtung und Inhalt gegeben hat." Wie kann die Ablehnung des Katholischen Inhalt seiner Dichtung sein? Wie kann das Negative zum Positiven werden?

Das führt auf die eigentliche Schwäche der Schrift. So temperamentvoll der Verfasser im Angriff ist, so wenig klar läßt sich die Basis erkennen, von der aus er den Kampf führt. Er feiert Luther und Schiller als „Dioskuren" — wendet

*) Schiller als protestantischer Dichter. Vortrag, gehalten im Berliner Zweigverein des Evangelischen Bundes von Ludwig Bellermann. Berlin. Georg Nauck (Fritz Rühe) 1905. 23 Seiten. 0,50 Mark.

Schiller und das kirchliche Rom. Eine literarhistorische Studie von Arthur Böhtlingk. Frankfurt a. M. Neuer Frankfurter Verlag. 1905. 122 Seiten. 1,50 Mark.

aber dieselbe Bezeichnung auch auf Schiller und Goethe an, er rühmt Schiller als Vollender Luthers, als „dezidierten Christen". Andererseits aber bestimmt er Schillers Glauben als „Religion der Humanität"; keine Religion lasse er als objektiv maßgebend gelten: „Die Kulte sind ihm sämtlich nur Schale für den göttlichen Kern wahrer Religiosität" (Seite 99). Wie ist er aber dann „dezidierter Christ"? Wer Schillers Stellung zum Katholizismus betrachtet, muß notwendig auch sein Augenmerk darauf richten, wie Schiller zur protestantischen Orthodoxie und freiheitlichen Theologie, wie er zum Christentum überhaupt stand. Sonst wird er ungerecht, mindestens einseitig. —

3. Die Gegenwart.

Mitten in den Bedürfnissen und Aufgaben, im Lärm und Streit des gegenwärtigen Tages haben nur wenige Sammlung und Beruf, die Zeitereignisse mit dem Auge des Historikers zu betrachten.

Von den vorliegenden Schriften stellt sich nur Nippolds Vortrag*) diese Aufgabe. Aber auch er will nicht rein in den betrachtenden Regionen des Historikers bleiben, sondern er will für sich und seine Hörer bestimmte Lehren aus der Geschichte ziehen, sie als Dienerin und Wegweiserin der Praxis verwerten. Darum schildert er zunächst in dunklen Farben die Niederlagen, die der Protestantismus im letzten halben Jahrhundert erlitten hat, und die Isoliertheit und Interessenlosigkeit der einzelnen protestantischen Länder, welche diese Niederlagen verschuldeten. Ich bin der letzte, der für Schönfärberei schwärmt, und ein gut Teil Wahrheit liegt in der Nippoldschen Bußpredigt; aber sie ist nicht frei von Übertreibung. Wenn er behauptet: „die Schlacht auf dem märkischen Sande steht nicht etwa noch bevor, sondern sie ist bereits geschlagen, ist ein für allemal verloren" (7), so ist das eine Übertreibung des Bußpredigers, die der zur Besserung aufrufende Prediger im zweiten Teil selbst aufhebt. Denn was für einen Zweck hätte es, die Kräfte, die dem Gesamtprotestantismus noch zur Verfügung stehen, zu mustern und zur Einigung und Sammlung aufzufordern, wenn er nicht selbst doch an den endlichen Sieg des Protestantismus glaubte? Also wozu solche nutzlosen Übertreibungen? — Der ganze Vortrag ist durchwebt mit Erinnerungen Nippolds an das, was er früher selbst erlebt und geschrieben hat.

Gleichfalls nur einer von den Autoren hat eine die Öffentlichkeit bewegende Tagesfrage in einen Roman gefaßt.**) Er ist nicht ungeschickt gearbeitet. Aber doch ist der Rohstoff des täglichen Lebens oft einfach übernommen und künstlerisch nicht geläutert. Gar zu lange theoretische Auseinandersetzungen unterbrechen und ersetzen oft die Handlung.

Der Titel „Katholische Studenten" zeigt schon, daß es der Kampf um die Existenzberechtigung der katholischen Studentenverbindungen ist, der die Anregung zum Roman gegeben hat. Und der Deckname, den der Verfasser gewählt hat, deutet an, daß er an Stelle des Streites, der die Universitäten z. T. bewegt, Frieden walten lassen möchte. Durch den Helden des Romans läßt er's aussprechen: „Diese katholischen Vereinigungen sind einfach aus den bestehenden Verhältnissen herausgewachsen und entsprechen einem wirklichen Bedürfnis des katholischen Volkes." Da nämlich der Geist auf den Universitäten dem katholischen Glauben ungünstig ist, so ist die naturgemäße Folge, daß katholische Studenten, die ihrem Glauben treu bleiben wollen, sich zu gegenseitiger Stärkung zusammentun.

*) Die internationale Lage des Protestantismus. Vortrag, gehalten auf der XVIII. Generalversammlung des Evangelischen Bundes in Hamburg am 11. Oktober 1905 von Professor D. Nippold in Jena. Leipzig. In Kommission der Buchhandlung von Carl Braun. 1905. 45 Seiten. 0,80 Mark.

**) Katholische Studenten. Roman von August Friedwalt. Stuttgart. Druck und Verlag von Greiner u. Pfeiffer. 1905. 196 Seiten.

Von hier aus nimmt der Verfasser das Problem auf. Er führt uns nicht in die heftigen akademischen Kämpfe, er stellt einfach dar, wie ein Glied einer katholischen Korporation vom modernen Geist ergriffen wird und die Fesseln seines Glaubens wie seiner Verbindung abstreift. Das Leben der katholischen Verbindung, der Willy Sander angehört, bildet eigentlich nur den Hintergrund für den Kampf um die Weltanschauung.

Schon mit dem Zweifel „Bin ich überhaupt noch Katholik?" beginnt der Roman. Zunächst freilich sucht Sander zum alten Glauben zurückzukehren. Die Angst vor dem Tode und sein naiv gläubiger Freund Karl Justen bekehren ihn, obwohl er das bestimmteste Gefühl nicht loswerden kann, als verzichte er mit der Rückkehr zum Glauben auf ein wertvolles Stück seines Innenlebens. Die Krisis ist nur aufgeschoben. — Nun wird Sander durch den Umstand, daß eine neue Kartellverbindung in Heidelberg aufgetan wird, gezwungen, wieder aktiver Kouleurstudent zu werden. Zwar war er gerade dahin gegangen, um ein Semester frei vom Verbindungsleben sein eigener Herr zu sein und sich über sich selbst klar zu werden; aber jetzt muß er mitmachen — aus Kartellbewußtsein. Und der erneute Eintritt in spezifisch katholische Luft bringt ihn schneller als alle Selbstbetrachtung zu der Einsicht, daß er in dieser Luft nicht leben kann. Leider kommt die Krisis nicht rein zum Ausbruch und führt nicht zum Aufeinanderplatzen der verschiedenen Strömungen in der Verbindung: der gläubigen Wahrheitsbesitzer, der lebenslustigen Majorität und des Wahrheitsuchers Sander. Sanders Austritt, zwar längst innerlich vorbereitet, wird durch den ganz äußerlichen Umstand herbeigeführt, daß ihn ein Verbindungsbruder früher einmal mit einer Kellnerin gesehen hat, die er zur Zeit seiner Nietzscheverehrung „liebte". So kommt es nicht zu einem reinen Ausklang.

Der Roman ist übrigens nicht vom kirchlich-evangelischen Standpunkt aus geschrieben. Den Helden des Romans führt sein Weg, nachdem er zunächst in Reaktion gegen die absolute katholische Gebundenheit zur absoluten Ungebundenheit neigt und sich schrankenlos „ausleben" will, zur sittlich gebundenen Autonomie Kants. — —

Die Mehrzahl der Schriften über Fragen der Gegenwart sind polemischer Natur. Da erhebt sich sofort die alte, immer neue Frage: Dürfen wir überhaupt Polemik treiben? — Ich denke, Ja. So lange wir eine herzliche Freude haben an dem Jesus, der mit zermalmender Polemik den Pharisäern zu Leibe ging, so lange sind wir auch sittlich berechtigt, wo wir es für nötig halten, die Klinge schneidender Polemik zu führen. Zwar ist sie nicht jedermanns Sache, im ganzen aber ist sie unentbehrlich. Denn noch immer hat der alte Satz Heraklits seine Wahrheit behauptet: νεῖκος πατὴρ πάντων — „Der Streit ist der Vater aller Dinge."

Noch ein zweites müssen wir dem Polemiker, wenn er seiner Existenz froh werden soll, von vornherein zugestehen: für ihn gelten andere Gesetze als für den beschaulich betrachtenden und feinfühlig nachempfindenden Historiker. Er hat nicht Zeit, darnach zu suchen, ob sich am Gegner nicht auch gute Seiten, sympathische Züge, tüchtige Kraft entdecken und schätzen lassen; er strebt nur danach, seine Schwäche zu erspähen und den Hieb so anzubringen, daß er sitzt. Gelingt ihm das, so hat er getan, was er zu tun schuldig ist. Nur dies noch verlangen wir von ihm, daß seine Waffen brauchbar und unvergiftet sind.

Mustern wir nun nach diesen Grundsätzen die polemischen Schriften! Was werden wir finden?*)

Reinglaß wendet sich gegen die „Vergottung" der

*) Neue Götter??? von Alfred Reinglaß. Verlag Max Schwenzer, Duisburg. Ohne Jahreszahl und Seitenzählung.

Die schwarze Gefahr. Von einem Deutschen. Ein Alarmruf an alle Deutschen zur Aufklärung über „Das wahre Wesen und Treiben des jesuitisch-römischen Katholizismus von Einst und Heute" als Antwort auf den Kontroverskatechismus des Jesuitenpaters J. J. Scheffmacher über die Gegensätze der katholischen und protestantischen Lehre. Heimdall deutsch-völkisch-sozialer Verlag. Stuttgart 1905. 112 Seiten.

katholischen Priester. Er zitiert aus dem letzten Hirtenbrief des Salzburger Fürsterzbischofs Katschthaler die Sätze, die diesen Priesterkultus besonders kraß aussprechen, z. B. „Der katholische Priester steht kraft seines Rechtes zu lösen und zu binden hoch über allen Erdenmenschen und allen Engeln, ja selbst über der Mutter sowie dem Sohne Gottes"; oder: „Gott hat also gleichsam seine Allmacht für diesen Zweck (der Nachlassung der Sünden), für diesen Augenblick an seinen Stellvertreter auf Erden, den bevollmächtigten Priester, abgetreten". Und er will nun beweisen, daß diese erhabene Stellung den katholischen Priestern tatsächlich nicht zukommt. Die Frage, die ich als Referent zu beantworten habe, lautet: Ist dieser Beweis einwandfrei und zwingend geführt?

Reinglaß glaubt seine These schon bewiesen zu haben, wenn er zeigt, daß einige Priester dem Ideal nicht entsprechen. „Aber — so fragt er — kommt es denn nicht vor, daß einzelne dieser Hochwürdevollen stolpern? . . . . . Muß es nicht nach den Worten des Herrn Kardinal Katschthaler überhaupt ganz ausgeschlossen sein, daß derartig Hochstehende fallen können?"

Keineswegs muß es das! Denn die hohe Stellung des Priesters als des Stellvertreters Gottes beruht eben nur darauf, daß er kraft seines Amtes Sünden vergeben kann. Diese hohe Stellung bleibt unangetastet, auch wenn er sittlich aufs tiefste fällt. Der Beweis leidet also an einem schweren logischen Fehler, als müsse, wer in einem Punkte hoch steht, in allen Dingen hochstehen.

Aber lassen wir uns einmal auf den Beweisgang des Verfassers ein und hören, was er vorzubringen hat! Sein ganzes Material besteht in sechs Histörchen, in denen Priester sich vergangen haben (natürlich meist geschlechtlich) und einem schnöden Witz! — Eine beschämende Lektüre.

Nicht viel besser steht es mit dem Alarmruf vor der schwarzen Gefahr, die ein ungenannter Laie verfaßt hat. Zwar ein „Alarmruf" ist die Schrift. Aber ob auch, wie sie behauptet, zur „Aufklärung" dienlich?? — Sie ist selbst nicht klar. — Entgegnungsschriften haben immer ihr Mißliches, besonders, wenn man sich, wie ihr Verfasser es tut, genau an den Gang des bekämpften Buches bindet. Dadurch verzichtet er von vornherein auf die Gestaltung der Schrift nach eigenen Gedanken und löst sie in eine Unmasse Einzelheiten auf. Aber was schlimmer ist: Der Verfasser verfährt ohne festen Feldzugsplan; ja, ohne sich auch nur klar zu machen, um welche Positionen ein Kampf sich lohnt, sucht er dem Gegner überall am Zeuge zu flicken, — Plänkeleien, in denen er ziellos seine Kraft vergeudet. Der blinde Eifer geht mit ihm durch. In dem Bemühen, jede „Beschimpfung" zurückzuweisen, merkt er garnicht, daß es Vorwürfe gibt, die in Wahrheit Ehrentitel sind, oder es doch werden, wenn wir sie in unsere Sprache übersetzen. Sollen wir uns wirklich ernstlich darüber aufregen, wenn Scheffmacher über Luther urteilt, er war „ein hartnäckiger Mensch, der sich gelehrter und weiser dünkte, als seine geistlichen Oberen und die ganze Kirche, daher sein dünkelhafter Eigensinn?" (Seite 22.) Wir haben vielmehr Anlaß uns zu freuen, daß er so „hartnäckig" war und daß auch der Gegner Luthers gewaltige Kraft als Tatsache wenigstens anerkennen muß. Was tut es uns, wenn der Jesuit diese Tatsache falsch beurteilt?

Manche Punkte sollte die Polemik einfach aus der Debatte ausscheiden. Was braucht es uns z. B. zu beunruhigen, wenn sämtliche Katholiken mit dem Papst an der Spitze uns als „Ketzer" für ewig verloren halten? Mir wenigstens ist das furchtbar gleichgültig. Mögen sie doch! Unser Heil oder Unheil hängt doch wahrlich nicht von ihrem Urteil ab.

Der „Esel" als Sieger. Vertrauliche vatikanische Briefe an einen deutschen Erzbischof. Von ***. Des „Esels" als Erzieher Neue Folge. Frankfurt a. M. Neuer Frankfurter Verlag G. m. b. H. 1905. 61 Seiten.

Das ultramontane Ordensideal nach Alphons von Liguori. Seine Kulturgefährlichkeit und Bekämpfung von Alphons Viktor Müller. Frankfurt a. M. Neuer Frankfurter Verlag G. m. b. H. 1905. — 71 Seiten. Preis 1 Mark.

Der Ton der Schrift entspricht der übrigen Unbesonnenheit. Der Verfasser beschwert sich aufs bitterste über „Verleumdungen“ von katholischer Seite, er empört sich darüber, daß der Jesuit die Protestanten als Gottesfeinde und Verbündete des Satans hinstellt — und er selbst bezeichnet den Katholizismus als die Religion des Antichrist. Er macht es dem Katholiken zum Vorwurf, daß er im Protestantismus nur Teufelswerk sieht, — und er selbst sieht im Katholiszismus auch nur Teufelswerk. Die Methode der beiden Gegner ist dieselbe, sie haben sich nichts vorzuwerfen. Übrigens sind dem Verfasser auch einige historische Unrichtigkeiten untergelaufen.

Der Verfasser der angeblichen Briefe an einen deutschen Erzbischof, die er unter dem Titel „Der Esel als Sieger“ zusammenfaßt, benutzt die vatikanischen Ereignisse vom Januar 1904 bis Anfang Mai 1905, um darüber leicht und witzig — oft allerdings gequält witzig — zu plaudern.

Nur eine der polemischen Schriften ist wirklich ernst zu nehmen, die von A. V. Müller über das ultramontane Ordensideal. Sie zeichnet sich vor den übrigen vorteilhaft durch Sachkenntnis und Klarheit aus. Der erste Teil, die Darstellung der Kulturgefährlichkeit des ultramontanen Ordensideals, fußt fast ganz auf dem von Pius IX. zum Kirchenlehrer erhobenen sonderbaren Heiligen Liguori und seiner Schrift von der „Wahren Braut Christi“ (1760 erschienen), die nach Müllers glaubwürdiger Angabe in den Klöstern das größte Ansehen genießt und „speziell in den Frauenklöstern der modernen Kongregationen das Vademekum und das tägliche Brot für Novizinnen und Profeßschwestern geworden ist“. Auf Grund der Aussagen dieses einwandfreien Gewährsmannes entwirft Müller seine Schilderung. Er zeigt, wie das Ordensleben alle rein menschlichen Verhältnisse auflöst, wie es das Ich als ein selbständiges Wesen vernichtet und das Ordensglied zu Selbstverachtung und Herzlosigkeit erzieht, wie es den freien Willen und das Verantwortungsgefühl gänzlich erstickt, bis der einzelne ein willenloses Glied einer Maschine geworden ist.

Im zweiten Teil entwickelt der Verfasser die Vorschläge, die er zur Bekämpfung der Kulturgefährlichkeit der Orden zu machen hat. Er geht von dem Grundsatz aus, daß der Staat die Orden nicht wie einen gewöhnlichen Verein behandeln darf. Denn abgesehen von allem anderen: während das Bürgerliche Gesetzbuch für Deutschland bestimmt, daß die Mitglieder jedes Vereins zum Austritt berechtigt sind, lassen die Satzungen der Orden „nach der Gelübdeablegung eine Austrittsberechtigung nicht mehr zu und wollen von einer Kündigung nichts wissen, sondern verlangen unter schweren Strafen und Drohungen, daß man im Orden ausharre“. Sie widersprechen also der Grundbestimmung des deutschen Vereinsgesetzes.

Die Maßregeln, die der Staat ergreifen soll, dienen zum Schutz derer, die sich nicht schützen können, und zum Schutze seiner selbst.

Die sich selbst nicht schützen können, sind die Klosterinsassen. In ihrem Interesse soll der Staat den Eintritt ins Kloster regeln, indem er den Kinderfang, „Missionsschulen“ und dergleichen unmöglich macht und ein festes, nicht zu niedriges Alter bestimmt, unter dem niemand zu längerem Aufenthalt in ein Kloster aufgenommen werden darf. Auch während des Aufenthaltes im Kloster bedürfen die Insassen des Schutzes. Dazu müßte der Staat erstens nur die Ordensverfassungen genehmigen, durch die die Untergebenen nicht schutzlos der Willkür der Oberen ausgesetzt werden: „recht- und wehrlose Untertanen darf es in einem Kulturstaat nicht geben“. Zweitens müßte er den Novizen, die vor der Profeß auf ihr gegenwärtiges und zukünftiges Vermögen vollständig verzichten müssen, einen Vormund zur Wahrnehmung der finanziellen Interessen geben, damit sie, wenn sie später etwa austreten, nicht völlig vis-à-vis de rien stehen. Hiermit und mit ähnlichen Maßregeln wären die Ordensmitglieder und die Laienpersonen, die dem Kloster dienen, vor absoluter Ausbeutung geschützt. „Wir leben in einem sozialen Zeitalter. Von allen Seiten wird der heilige Krieg gegen die Unterdrücker gepredigt. Gewisse Parteien triefen geradezu von Liebe für die Arbeiter. Wer denkt aber an die Klosterarbeiter? Wer hilft den Hülflosesten?“

Aber auch sich selbst hat der Staat zu schützen. Zunächst wirtschaftlich gegen das Umsichgreifen der „toten Hand“. Zwar gibt es Vorschriften dagegen, — aber sie werden umgangen: die Klöster schieben Strohmänner vor oder konstituieren sich, wo es geht, als Handelsgesellschaften oder Aktiengesellschaften. So veröffentlichte z. B. das offizielle Direktorium des Bistums Straßburg 1898 „ein Normalstatut für Ordensleute, die sich als Handelsgesellschaft staatlich anerkennen lassen wollen“ (63).

Politisch endlich muß der Staat Vorsorge treffen, daß ihm in Konfliktszeiten mit Rom die Orden als die Haupttruppen der Kurie nicht hinderlich sein können. Regulierung, keine allgemeine Unterdrückung, lautet die Parole, die Müller ausgibt. Er fordert vor allem Prüfung der Bedürfnisfrage, bevor eine Ordensniederlassung vom Staat genehmigt wird, und Dezentralisierung der Orden auch innerhalb der Landesgrenzen dadurch, daß die einzelnen Klöster den jeweiligen Bischöfen direkt unterstellt werden.

Ich habe den Verfasser ausführlich zu Worte kommen lassen, weil die Frage, zu der er seine Stimme erhebt, heute akut ist. Seit zwanzig Jahren ist das Ordenswesen Deutschlands in beständigem Wachstum begriffen, allein in dem einen Jahrzehnt von 1886—1896 hat sich die Zahl der Niederlassungen fast verdoppelt (wie z. B. aus Piepers trefflicher „Kirchlichen Statistik Deutschlands“, 2. Auflage 1900 ersichtlich ist) und eine Reihe deutscher Regierungen bewilligt noch immer neue Niederlassungen. Da ist es wohl an der Zeit, die Aufmerksamkeit auf diese Dinge zu lenken. Ein Bedenken habe ich allerdings gegen diese Vorschläge: in katholischen Staaten lassen sie sich wohl ohne Schwierigkeit verwirklichen, in konfessionell gemischten könnten sie leicht zu einer ewigen Quelle konfessionellen Haders werden.

Es ist etwas Unerbittliches in der Schrift, etwas von jener Stimmung, in der der Mensch mit Eifer das verbrennt, was er früher mit Leidenschaft angebetet hat.

Die Wanderung ist zu Ende. Wir haben viel ehrliches Bemühen gesehen, aber auch viel Beschränktheit und selbst Leichtfertigkeit mußten wir konstatieren. Noch immer gibt es für die Katholiken, die sich mit protestantischen, und die Protestanten, die sich mit katholischen Dingen befassen, keinen besseren und nötigeren Wunsch als den: größere Unbefangenheit!

G. Fittbogen.

Ein „Kirchengemeindehaus“ in der Schweiz.

Die industrielle Großstadt Winterthur (Zürich) bedarf nach den dortigen Tagesblättern einer neuen Kirche. Die altehrwürdige, große Stadtkirche ist längst zu klein geworden. Die Stadtkirchenbehörde, zu der auch die Pfarrer gehören, schlägt einstimmig einen Neubau ohne Türme und Glocken vor. Das „Kirchengemeindehaus“ soll einen sehr großen und einen kleinen Saal, sowie vier Unterrichtszimmer enthalten. Damit hofft man auch die Stadtkirche für Konzerte, welche den Gottesdienst beeinträchtigt zu haben scheinen, wieder eher zugänglich zu machen. Gleichzeitig deutet der Name des Neubaues an, daß es nicht bloß altherkömmlichen, sondern auch neueren Bedürfnissen dienen soll.

Viele meiden heute die Kirche und ihre Symbole ohne irreligiös zu sein; sie haben im Gegenteil warmes Interesse für alles, was mit der Entwicklung des Christentums und der heutigen Generation zusammenhängt. Andere suchen und ringen nach religiöser Überzeugung, finden aber in der Ausgestaltung der Kirche keine Unterstützung und kein Verständnis für ihre Bedürfnisse und doch wollen alle nur Klarheit über

das, was die Menschen mit Gott und ethisch mit einander verbindet. Die Behörden sagen einstimmig wörtlich:

„Es muß eine Gelegenheit geboten und es soll ein Raum geschaffen werden, woselbst die bedeutenden Probleme, welche unsere Zeit erfüllen und welche viele ernst denkende Menschen bewegen, ohne den Formenzwang einer kirchlichen Veranstaltung besprochen werden können. Zu jenen Problemen rechnen wir die Prüfung dessen, was an der christlichen Glaubenslehre ursprünglich und was später durch verschiedene Menschen und Zeiten hinzugekommen ist; dann die wichtigen Fragen betreffend die Bibelkritik, die Besprechung der Ergebnisse der Religionsgeschichte und der Naturwissenschaften und nicht zum wenigsten die neuen, brennenden Probleme auf dem Gebiete der Ethik und der Sozialwissenschaften.

„An all diesen Problemen kann und darf die Kirche nicht stillschweigend vorbeigehen, will sie ihre Aufgaben erfüllen; sie muß sich mit ihnen beschäftigen. Hierfür ist nun die Predigt, welche ihrer Natur nach zur Frage sofort die Antwort geben sollte, nicht die geeignete Form; an ihre Stelle würde in diesen Fragen richtiger die Erörterung, der Vortrag, ein Lehrkurs, vielleicht auch der Diskussionsabend treten. Nicht nur der Pfarrer, sondern auch der Laie, nicht nur Vertreter der einen oder anderen, sondern Vertreter aller Richtungen sollen dabei zum Worte kommen, alle aber mit dem gemeinsamen Ziele der Erkenntnis der Wahrheit und der Förderung des Menschen in seiner Beziehung zu Gott und mit dem Bestreben, die Menschen unter sich sich näher zu bringen."

Von Winterthur aus wurde vor Jahrzehnten unser schweizerisches politisches Leben radikal umgestaltet und die Gleichberechtigung aller Gemeinden und Volksklassen, ohne Rücksicht auf Vermögen und Einkommen — auch für Schul- und Kirchenzwecke — als gesetzliches Ideal festgenagelt. Vielleicht werden die Hoffnungen, die man schon damals für unser protestantisch-kirchliches Leben hervorquellen sah, heute praktische Gestaltung erhalten. Unter den vier „Geistlichen" der reformierten Kirchgemeinde Winterthurs befindet sich ein Sozialdemokrat, ein Vertreter des evangelischen Vereinshauses und ein Kirchen- oder Konsistorialrat.

In der Schweiz ist das Volk sein eigener Gesetzgeber. Zum Volk gehören die politischen Aristokraten, die sehnsüchtig nach Wiedergewinnung der verlorenen Privilegien ausschauen, wie die ideal gebildeten Kreise, bei denen die erbarmende Liebestätigkeit als „Übermensch" sich geltend macht, und die ums tägliche Brot ringenden Arbeiter.

Zürich. J. R. Egg.

Ein böser Tag.

Der 15. Januar war ein böser Tag für unser Volk. Seine höchsten Beamten und diejenigen, die sich für die Stützen des Staates ausgeben, für die Vertretung der Ordnung, waren einig darin, eine Gesetzwidrigkeit, das Duell, als berechtigt zu verteidigen. Gibt's ein Recht — über dem Gesetz, ein ungeschriebenes, ein Recht, zu dessen Formulierung keine Juristenklugheit ausreicht? Wer wollte das leugnen, — aber ein Recht muß das sein, tief unten im Wesen der Menschen liegend, zwingend alle Menschen zu seiner Anerkennung und für alle gültig, die Menschenantlitz tragen. Kann solches Recht erworben werden durch die zufällige Geburt unter einem Adelswappen, durch den Geldsack des Vaters, der dem Sohne den Weg öffnet zur Offizierskarriere, durch die gut oder schlecht erworbene Berechtigung zum akademischen Studium? Kann solches Recht verloren gehen mit der Verarmung, — unerreichbar sein für den Tüchtigsten, der mit seiner Hände Arbeit sein Brot verdient, seinen Beruf erfüllt, — unerreichbar für den Menschen ohne Patent, Zeugnis und Berechtigungsschein?

Wenn der Arbeiter zum Messer greift, um die Ehre seines Weibes, die Ehre seines Namens zu rächen in rascher Tat, und er trifft, trifft zu gut, — Totschlag ist's, und Zuchthaus droht und Schande für's Leben.

Wenn der Diplomierte zur Waffe greift, um die Ehre seines Weibes, die Ehre seines Namens zu rächen in kalter Überlegung, — und er trifft, trifft gut, — ein Ehrenhandel heißt's mit unglücklichem Ausgang, und Festung mit rascher Begnadigung sühnt die Tat, — und die Ehre ist gerettet.

Klassenrecht im deutschen Volk und Vaterland! Am 15. Januar ist's amtlich proklamiert, — ein böser Tag für's deutsche Volk, da Tausende bestärkt wurden in wilden Anklagen gegen die bestehende Ordnung, die an anderer Stelle Gehorsam fordert und fordern muß, bestärkt wurden in wirren Träumen, zwischen deren Erreichung und unserer Zeit Blut und Trümmer und Umsturz liegt, man gewöhnt die Menschen an solche Anklagen, — an solche Träume, an solche blutigen Bilder! Ein böser Tag!

Und wo war die evangelische Kirche? Ihre vermeintlichen Stützen, ihre einflußreichsten Glieder, die Vertreter jener Partei in ihr, die für sich allein den rechten Glauben, die für sich allein Existenzrecht beansprucht, sie verteidigten alle durch Reden oder Schweigen das Duell, — allein Adolf Stöcker ausgenommen, der die Ehre wenigstens des orthodoxen Pfarrerstandes rettete. Wo ist denn euer Christentum, ihr Herren, bei all eurem „rechten Glauben"? Nicht um ein nebensächliches Dogma handelt es sich, das Christusliebe und Menschenirrtum an das Christentum herangebracht hat, wie ein frommes Weib den schlechtsitzenden Kranz zum Bilde der Madonna, — nein, um die Grundforderung alles Christenwesens, — um das schlichte ewige: du sollst deinen Nächsten lieben, als dich selbst, um das erhabene heroische: Liebet eure Feinde, um das grundsätzlich-christliche: Vergeltet nicht Böses mit Bösem, — rächet euch selber nicht, — überwindet das Böse mit Gutem, darum handelt es sich, — das habt ihr Herren, ihr Christen, ihr orthodoxen Christen mit glatter Stirn vor allem Volk verleugnet, dem entzieht ihr euch mit klarem Bewußtsein des Unrechts, — ihr habt dem Herrn ins Angesicht geschlagen! — An eure Rechtgläubigkeit wollen wir glauben, — wir überlassen sie euch, — mit der christlichen Frömmigkeit habt ihr nichts mehr zu tun!

Für die üble Charakteristik der Kreise, für deren Anstand und Sitte das Duell für nötig befunden wird, mögen diese Kreise sich selber ihr Recht schaffen, oder wird durch solche Charakteristik ihre Ehre nicht angegriffen? Wenn aber der deutsch-evangelische Kirchenausschuß zufällig nicht wissen sollte, was er tun soll, so wäre es ein gesegnetes Werk, wenn er die Schmach des 15. Januar, der ein böser Tag war für die evangelische Kirche, durch ein energisches Wort wider christliche Verleugner des Christentums von der evangelischen Kirche abwendete.

Vom Büchertisch.

Alb. Kalthoff. Die Religion der Modernen. Jena, Diederichs Verlag. 1905. 310 S. Preis brosch. 4 ℳ, geb. 5 ℳ.

Predigten sollen's ja absichtlich nicht sein, was uns K. da bietet, obgleich er's wohl von der Kanzel seiner Gemeinde dargeboten hat, ebenso wie die im vorigen Band „Religiöse Weltanschauung" gesammelten Vorträge. Geistvolle Essay's sind's über moderne Kunst, Literatur, Wissenschaft und Naturerkenntnis, in die immer wieder etwas von religiösen Fragen und Betrachtungen hineinklingt. Aber „religiöse" Reden sind es bei alledem ebenso wenig, wie seiner Zeit Schleiermachers „Reden über die Religion" Predigten oder religiöse Reden waren. Es sind eben „Reden über die Religion", zum Teil so wissenschaftlich abstrakt und geschichtsphilosophisch, daß nur der Belehrung Suchende, nicht der religiös Interessierte auf die Kosten kommt. Dennoch ist die diesmalige Sammlung auch dem Laien, d. h. dem Nichtphilosophen, durchweg zugänglicher, als K.'s frühere Veröffentlichungen, weil sie sich überwiegend viel auf literarischem Gebiet bewegt, und dabei Erscheinungen streift, die jeden modernen Menschen interessieren müssen, wie Ibsen, Zola, Tolstoi, Maeterlink, Nietzsche, aus früheren Tagen Sallet und Novalis, Schiller und Goethe. Eine Fülle glänzender Einfälle und treffender Charakteristiken kommen dabei zum Vorschein, die zum mindesten eine bleibende Bereicherung unserer — — Literaturgeschichte bedeuten. Weshalb ich dem religiösen Gehalt des hervorragenden Werkes skeptischer gegenüberstehe, als seinem künstlerischen, wissenschaftlichen und moralischen, will ich an anderer Stelle ausführlicher zu begründen suchen. Francke.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO. 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 5.

Berlin
Bremen.

3. Februar 1906.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Für unsere Leser. — Ein Stimmungsbild aus Remscheid. (Zum Fall Römer.) — Nachrichten. — Vereine und Versammlungen. — Anzeigen.

Für unsere Leser.

Das zweite Heft von **Kampf und Arbeit des freien Christentums in Deutschland** ist erschienen. Es bietet den stenographischen Bericht der Sitzung, in der „die Lehrfreiheit auf der brandenburgischen Provinzialsynode" verhandelt wurde. In dieser Verhandlung sind die Führer von rechts und links, und die Vertreter des Kirchenregiments zu Wort gekommen, das im Fall Fischer, der ja alle diese Verhandlungen veranlaßt hat, jenen bekannten Erlaß veröffentlichte. Ein gedrängtes Bild der Anschauungen, Gesinnungen und Stimmungen, wie sie in der preußischen Landeskirche und darüber hinaus gegen einander und mit einander stehen und kämpfen, ist in dem Heftchen gegeben. Man wird dem Protestantenverein für dies objektive Spiegelbild der kirchlichen Lage dankbar sein, es ist gewissermaßen die Illustration zu dem Vortrage von Kirmß in Heft 1 der Sammlung.

Die Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb, Berlin S. 59, Hasenheide 59, versendet portofrei dies Schriftchen gegen Einsendung von 80 Pfg. in Briefmarken.

* * *

Redaktion und Verlag macht auf den dieser Nummer beiliegenden **Werbebrief für unser Protestantenblatt** aufmerksam, und bitten die Leser, ihn im Bekanntenkreise weiter zu geben, um unserem Blatte neue Freunde zu werben. Das Protestantenblatt ist kein Geschäftsunternehmen, das verdienen will, es will uneigennützig Dienst tun an unserm Volk. Keiner wird reich durch seine größere Verbreitung, als die, die in ihm Freude, Trost und Frieden finden. So darf es ohne Scheu immer wieder bitten, daß seine Leser zu seiner Verbreitung mithelfen. Rat und Unterstützung bei der Verbreitung gibt jederzeit gern die Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb, Berlin S. 59, Hasenheide 59, die sich uns ebenfalls uneigennützig zur Verfügung gestellt hat.

Kirchlich-liberal sein heißt nicht nur sich in der Gemeinschaft mit Gott dem Vater der Freiheit eines Christenmenschen sich freuen, es heißt begeistert sein und arbeiten für die Ausbreitung dieser Freiheit, es heißt willig sein, denen zu helfen, die die Freude am Christentum und seiner Kirche um ihrer orthodoxen Formen willen verloren haben, das sind nach Stöckers Aussprache Millionen (vergleiche Reformation No. 4), daß sie wieder mitten im modernen Leben frohe, fromme Christenmenschen werden. Dazu helft, ihr Freunde, durch Verbreitung unseres Blattes.

Das Abonnement kann jeden Tag begonnen werden. Die bereits erschienenen Nummern des Vierteljahres werden nachgeliefert.

Ein Stimmungsbild aus Remscheid.

Zum Fall Römer.

Oberlehrer Dr. Kempe-Remscheid schreibt uns auf unsere Bitte:

Inmitten des schönen, bergischen Landes liegt auf hochragendem Berge die weltberühmte Industrie- und Handelsstadt Remscheid. Vor den Augen der Bewohner dieser Stadt liegt ein schönes Stück deutscher Erde ausgebreitet, denn man überschaut von hier die ganze Rheinebene vom Siebengebirge im Süden bis nach Düsseldorf im Norden und als Abschluß im Hintergrunde die Höhenzüge der Eifel bis in die Gegend der Stadt Aachen. In der Mitte dieses großartigen Panoramas erhebt sich das gewaltige Bauwerk des Kölner Domes, den der Remscheider an jedem klaren Tage als das Wahrzeichen der alten, heiligen Metropole des Rheinlandes begrüßen kann, und an ihm vorbei zieht, im Glanze der Nachmittagssonne blitzend und hier oben sichtbar, der stolze Vater Rhein gemächlich dem Meere zu.

Es ist gewiß kein Zufall, daß die Bewohner gerade dieser Stadt schon seit Jahrhunderten einen unstillbaren, sich immer erneuernden Drang in die Ferne besitzen, der sie als unternehmungslustige Kaufleute und Handelsherren in alle Teile der Erde hineinführt. Es ist eine bekannte Tatsache, daß Remscheider Firmen ihre Niederlassungen überall auf der Erde aufgeschlagen haben, um für die Erzeugnisse des heimischen Fleißes immer neue Absatzgebiete zu erschließen. Darum ist es aber auch gewiß kein Zufall, daß den Bewohnern dieser Stadt ein freier, weltaufgeschlossener Sinn eigentümlich ist, der seine beständige Nahrung aus dem stark entwickelten Gefühle der Unabhängigkeit und dem Bewußtsein der eigenen Kraft und Tüchtigkeit zieht. Denn was Remscheid in der Welt ist und bedeutet, das verdankt es nicht der Gunst der Verhältnisse oder der Fürsorge der staatlichen Obrigkeit — nein, diese Stadt hat sich alles erkämpfen müssen und sie ist groß geworden trotz aller Hemmnisse und Widerstände, die auf allen Seiten zu überwinden waren.

Es ist eigentlich selbstverständlich, daß eine solche Stadt auch auf religiösem Gebiete dem Prinzip der Freiheit und des Fortschrittes huldigt. Ein Muckertum, wie wir es in dem benachbarten, im engen Flußtal gelegenen Elberfeld und Barmen bis auf die heutige Zeit antreffen, ist in Remscheid niemals zu Hause gewesen, und wird auch hier niemals Boden gewinnen. Die freie Luft, der freie Geist, der hier oben herrscht, wird dies stets verhindern. Es war nur der treue Ausdruck dieser religiösen Richtung hier, wenn die Kirchenvertretung im verflossenen September mit überwältigender Majorität den Pfarramts-Kandidaten Römer auf Grund seiner vorher gehaltenen, so viel besprochenen zweiten Gastpredigt wählte. Wer sich selber frei und unabhängig weiß, der achtet diese Eigenschaft auch am meisten bei den anderen, und gerade darum haben die Remscheider den Lizentiaten Römer auf ihren Schild erhoben, weil dieser Mann sich nicht an der ihm von orthodoxer Seite gestellten Falle mit unbestimmten Redensarten vorbeidrückte, sondern unzweideutig seine abweichende Stellung zu dem von den Orthodoxen als maßgebend hingestellten Dogma der Christenheit kundtat.

Wir wissen, daß für solche wissenschaftliche Ehrlichkeit ein „rechtgläubiger" Mann kein Verständnis hat. Diese Leute fühlen sich ja ganz besonders als die einzig berufenen Organe Gottes, sie, und nur sie, kennen Gottes Pläne und Absichten von Anfang bis zu Ende, als ob sie zu Gottes

Geheimräten berufen wären, und wehe, wehe demjenigen, der sich über religiöse Fragen eine andere Meinung zu haben erlaubt, als sie besitzen! Ein solcher Mann muß unschädlich, er muß mundtot gemacht werden. Da man das aber mit Gründen der Vernunft und der Wissenschaft nicht kann, so gräbt man einen vergilbten Paragraphen der Kirchenordnung aus, deren hundertjährigen Geburtstag wir nächstens feiern, und wirklich, es findet sich eine königlich preußische Kirchenbehörde, in der von dem reformatorischen Geiste der Glaubens- und Gewissensfreiheit so wenig mehr zu spüren ist, daß sie den fünf Protestlern gegen die von 62 Mitgliedern der Gemeindeleitung getätigte Wahl Römers Recht gibt!

Man muß eigentlich hier mitten im Orte wohnen, man muß die Stimmung der Bevölkerung von Anfang bis zu Ende verfolgt haben, um die Erbitterung mitzufühlen, die der ablehnende Bescheid des Koblenzer Konsistoriums hier hervorgerufen hat. Schon vorher, als der Protest erst erhoben war, ging eine starke Erregung durch die Gemeinde über die krasse Unduldsamkeit, die aus dem Vorgehen der fünf orthodoxen Protestler so unheimlich anmaßend hervortrat. Sie wurde stärker, als die Koblenzer Behörde es zuerst in ziemlich schroffer Form ablehnte, eine Abordnung der hiesigen Kirchenvertretung zu empfangen, die eine Gegenerklärung gegen den Wahlprotest überreichen wollte. Auf eine erneute Vorstellung von hier erklärte man sich in Koblenz bereit, die Abordnung empfangen zu wollen. Die Abordnung reiste an dem festgesetzten Tage hin. Da — eine neue Überraschung! Beim Konsistorium war soeben ein Telegramm eingelaufen, das kundtat, die Remscheider Gemeinde stände in ihrer Mehrheit nicht hinter der Kirchenvertretung, wie eine bevorstehende große öffentliche Protestversammlung gegen Römer beweisen werde. Das Telegramm trug keine Unterschrift und — man höre und staune — bis zum heutigen Tage kennt man den Absender nicht. Der Inhalt des Telegramms selber war eine Vorspiegelung falscher Tatsachen. Allerdings war in Remscheid wenige Tage vorher von orthodoxer Seite ein religiöser Vortrag angekündigt worden über das Thema: „Jesus Christus, Gottes eingeborener Sohn unser Herr." Vermutlich sollten die Besucher dieses Vortrages am Schlusse desselben für eine Resolution gegen Römer gefangen werden. Nachdem in Koblenz die geheime Absicht der frommen Herren enthüllt war, war es in Remscheid ein leichtes, sie zu vereiteln. Die Mehrzahl der Besucher jener Versammlung waren nämlich nun die Freunde Römers und so unterließ man klugerweise die Beschlußfassung über die geplante Resolution.

Es war selbstverständlich, daß nun auch die Freunde Römers eine großartige Vertrauenskundgebung zu gunsten unserer Kirchenvertretung veranstalteten. Im größten Saale Remscheids fand diese Versammlung statt am 13. Dezember vorigen Jahres. Alles, was in Remscheid nur irgend welche Bedeutung hat in wirtschaftlicher oder intellektueller Beziehung, war zur Stelle. Etwa 1000 Personen bekundeten durch ihr bloßes Erscheinen, daß sie Verwahrung einlegen wollten gegen das Vorgehen der Protestler. In atemloser Aufmerksamkeit folgte die Versammlung damals den Ausführungen des Lic. Traub aus Dortmund über das Thema: „Was heißt Glaube?" und nahm zum Schluß mit überwältigender Mehrheit eine Resolution an, die in scharfen Worten jeden Versuch einer Glaubens- und Gewissensbindung für uns Evangelische ablehnte, das Vorgehen der Protestler verurteilte und zu dem Verhalten der Kirchenvertretung Zustimmung und Vertrauen ausdrückte.

Leider waren, als sich diese Vorgänge hier abspielten, in Koblenz bereits die entscheidenden Würfel gefallen. Am 12. Dezember hatte das rheinische Konsistorium der Wahl Römers zum Pfarrer in Remscheid die Bestätigung versagt. Der Bescheid lief am 21. Dezember hier ein und fachte die bis dahin herrschende Erregung in allen liberalen Kreisen zur heftigsten Erbitterung an. Man empfand die Entscheidung

des kgl. Konsistoriums als einen Schlag ins Gesicht; das Recht der Selbstverwaltung der Gemeinde ward zu nichte gemacht durch die buchstabenmäßige Auslegung eines Paragraphen der aus dem Jahre 1835 stammenden Kirchenordnung für Rheinland und Westfalen, die für die heutigen, gewaltig veränderten Zeitverhältnisse unmöglich noch passen kann; der freieren theologischen Forschung, die in den letzten Jahrzehnten so glänzende Triumphe an unseren Universitäten gefeiert hat, war der Weg auf die Kanzel und in die Gemeinde verlegt. Tausende von aufgeklärten evangelischen Männern, die bisher der Meinung gewesen waren, in den Kirchen der Reformation herrsche wirklich im Gegensatz zur katholischen Kirche das Prinzip der Glaubens- und Gewissensfreiheit, mußten zu ihrer Beschämung erkennen, daß sie sich einer Einbildung hingegeben hatten und daß auch bei uns das Kirchenregiment befiehlt, was zu glauben und zu lehren ist. Dahin sind wir also glücklich mit unserem Staatskirchentum gekommen! Ist es da noch, so fragt sich doch jeder ehrliche Christ, der kein höheres Gebot kennt, als die intellektuelle und moralische Wahrhaftigkeit, überhaupt noch der Mühe wert, eine eigene Kirche neben der katholischen zu besitzen? Ist der Unterschied zwischen katholischer und protestantischer Auffassung der Religion wirklich so groß, wenn es auch bei uns in erster Linie darauf ankommt, in Übereinstimmung zu bleiben mit den Dogmen und Bekenntnissen, über deren zeitgeschichtlich bedingte Entstehung uns die historische Forschung so gründlich belehrt hat? Sehr groß ist der Unterschied offenbar nicht, denn es kommt im Grunde auf dasselbe hinaus, ob ich mich in Sachen des Glaubens einem Papste aus Fleisch und Blut oder einem aus Pergament und Paragraphen einer überlebten Kirchenordnung unterwerfen soll. —

Das waren die Empfindungen, mit denen man hier in liberalen Kreisen die Entscheidung des rheinischen Konsistoriums entgegennahm. Natürlich legte die Kirchenvertretung einmütig Berufung ein beim Oberkirchenrat in Berlin. Die Wogen der Erregung breiteten sich von Remscheid immer weiter und weiter aus in unserer Provinz und wurden an vielen Orten aufgenommen und verstärkt durch die „Vereine der Freunde evangelischer Freiheit", die sich daselbst in jüngster Zeit gebildet haben. Der neugegründete Kölner Verein griff mit beherzter Hand sofort den Fall Römer auf, und ihm gebührt der Ruhm, der Beunruhigung und Erbitterung, die alle freier gesinnten Mitglieder unserer Kirche seit den 21. Dezember 1905 erfüllte, zu einem weithin vernehmbaren, imposanten Ausdruck verholfen zu haben.

Aus ganz Rheinland und Westfalen sind am 18. Januar dieses Jahres die freigesinnten evangelischen Männer und Frauen nach Köln gezogen, um dort gegen die Vergewaltigung der Remscheider Gemeinde laut und feierlich Einspruch zu erheben. Aus unserer Stadt zogen mehr denn 100 Mann hinab zum Rhein in einem Extrazuge, den man den „Römerzug" nannte. In hellen Schaaren eilten die zahlreichen Besucher aus Köln und Umgegend schon eine Stunde vor der festgesetzten Zeit zum großen Saale der Lesegesellschaft, eine halbe Stunde vor dem Beginn der Verhandlungen war der weite Saal fast bis auf den letzten Platz gefüllt, so daß viele Hunderte, die sich nicht vorher mit Einlaßkarten versehen hatten, unverrichteter Dinge wieder umkehren mußten. Auf den Gesichtern aller Teilnehmer drückte sich das Bewußtsein aus, zu einer bedeutungsvollen Kundgebung zusammengekommen zu sein. Sie alle hatte das Gefühl hierher geleitet, daß es sich in dieser Versammlung um einen Kampf für unser edelstes Gut handele, das durch die Entscheidung des Koblenzer Konsistoriums in ernste Bedrohung gesetzt worden ist, und darum waren alle Seelen erfüllt von der freudigsten Hingabe und spannendsten Erwartung. Wenn einer der Herren des Kirchenregiments in dieser Versammlung gewesen wäre, und wenn er bloß diesen Hauch, diese Stimmung, die über dem Ganzen lagerte, in sich aufgenommen hätte, dann

würde er erkannt haben, daß das deutsche Volk im Punkte der Glaubensfreiheit noch die gleiche Empfindlichkeit besitzt, wie in den Tagen Luthers. Es ist heute gerade so unmöglich, wie es damals gewesen ist, geistige Mächte mit äußerlicher Gewalt unterdrücken zu wollen. Jeder derartige Versuch, — und der Fall Römer ist ein solcher Versuch in der krassesten Form, — treibt das Volk zu energischer Gegenwehr und zwingt auch die Lässigen und Lauen zu klarer Entscheidung. Die letzten Minuten vor 8 Uhr rannen dahin, mittlerweile hatte sich der Saal bis in die fernsten Winkel und Ecken angefüllt, — da ertönt das Glockenzeichen durch den Vorsitzenden, Herrn Professor Dr. Geffcken, Studiendirektor der Kölner Handelshochschule. Wie mit einem Schlage verstummte jede Unterhaltung, und atemlos folgte die Menge der meisterhaften Begründung, die der Redner für die Einberufung der heutigen Versammlung lieferte. Auch ein Gegner Römers hatte sich eingefunden und machte sich gleich anfangs durch Zwischenrufe bemerkbar. In flammender Entrüstung erhob sich sofort die ganze Versammlung gegen den Störenfried, und hätte ihn sicher unsanft an die Luft befördert, wenn derselbe nicht augenblicklich ruhig geworden wäre und der Vorsitzende nicht die klassischen Worte gesprochen hätte: „Der Mann kann ruhig hier bleiben, es soll ihm nichts schaden!"

Als Vertreter der Wissenschaft kam nach Geffcken der Bonner Theologe Grafe zum Wort. Nicht dasjenige, was er vom Standpunkt des freien Universitätslehrers zum Fall Römer sagen mußte, erregte das meiste Aufsehen, sondern seine Mitteilung, die ihm von „maßgebender" Seite zugegangen sei, daß man Römer nicht überhaupt vom Pfarramt ausschließen wolle, sondern daß er nur in Remscheid nicht Pfarrer werden dürfe.*) Inmitten der Fülle immer neuer und neuer Ansprachen fand diese Mitteilung Grafes nicht die gebührende Beachtung. Darum sei an dieser Stelle noch eigens auf dieselbe hingewiesen als ein erstes Anzeichen dafür, daß dem rheinischen Konsistorium vor den Folgen seines Entscheides bange zu werden beginnt. Aber nun darf man doch begierig sein, zu erfahren, wie das Konsistorium eine solche erneute und noch verletzendere Bevormundung der Remscheider Gemeinde rechtfertigen wird.

Hatte sich die Begeisterung der Menge bis hierher allmählich gesteigert, so wurde dieselbe zu einem rasenden Sturm entfacht durch die hinreißende Beredsamkeit des nächsten Redners. Pfarrer Jatho, um dessen Haupt ja auch so etwas wie der Märtyrerglanz des Verfolgten und Verketzerten herumstrahlt, hatte es sich nicht nehmen lassen, zu der Versammlung zu sprechen. Mannhaft stellte er sich auf Römers Seite und bewies in der schlagendsten Weise, daß Römers Auffassung der Persönlichkeit Jesu, weit entfernt, der Bibel zu widersprechen, gerade durch die Bibel ihre kräftigste Stütze findet.

*) Der Wortlaut seiner Äußerung ist folgender: Nach Erwähnung des von uns in Nr. 3 Sp. 68 notierten Gerüchtes heißt es: „Dieses Gerücht scheint ebenso verbürgt zu sein, wie die entsprechende Nachricht, daß verschiedene Mitglieder des Konsistoriums trotz einmütigen Beschlusses der Nichtbestätigung von Römer mit der Fassung des Bescheides keineswegs einverstanden sind. Und dazu bin ich von maßgebender Stelle ermächtigt, gegenüber irrigen Folgerungen aus dem Wortlaute festzustellen, daß es in dem Bescheide sich lediglich um die Wahl von Römer zum Pfarrer von Remscheid und die Berechtigung des Einspruchs eines Teils der dortigen Gemeinde handelt. Diese von der kirchlichen Behörde ausgehende Erläuterung des Erlasses halte ich für überaus wichtig. Müßten wir auch, um einen milden Ausdruck zu gebrauchen, aufs höchste erstaunt sein, über ein derartiges Geschäftsverfahren des Konsistoriums bei einer so wichtigen und weittragenden Entscheidung, jedenfalls gäbe uns die erwähnte Tatsache das Recht, zu vermuten 1) die Nichtbestätigung Römers will ihn nicht vom kirchlichen Amte in der Rheinprovinz ausschließen, 2) der Bescheid des Konsistoriums richtet sich nicht gegen die moderne Theologie und ihre Vertreter. Gewiß würde vielen von uns eine beklemmende Sorge genommen werden, wenn das Konsistorium wenigstens nachträglich und sofort dies ausdrücklich öffentlich erklärte."

Einstimmigkeit in der Auffassung Jesu habe überhaupt niemals in der ganzen Geschichte der christlichen Kirche geherrscht und werde auch niemals herrschen, darum fordern auch die liberalen Theologen der Gegenwart um der Wahrhaftigkeit willen das Recht zu ihrer Auffassung.*)

Leider fiel die vorgesehene Ansprache des Lic. Traub aus Dortmund wegen Erkrankung des Redners aus. Aber trotzdem hielt sich die Stimmung der Versammlung auf ihrer stolzen Höhe. Dafür sorgten alle diejenigen, die nun in langer Reihe zum Worte kamen und aus den verschiedensten Gemeinden Rheinlands und Westfalens ihre Mißbilligung über den Koblenzer Bescheid zum Ausdruck brachten. Die Gemeinde Remscheid dankte durch den Mund eines Abgesandten für die wirkungsvolle Unterstützung, die ihr von allen Seiten zuteil geworden sei, und gelobte auszuharren in dem Kampfe für Freiheit und Recht.

Die grandiose Veranstaltung fand ihr Ziel und ihr Ende in der einstimmigen Annahme eines Beschlusses, der den Koblenzer Bescheid verurteilt und für die freier gerichtete Theologie das Heimatrecht in der evangelischen Landeskirche beansprucht.**)

Als die Versammlung um 10½ Uhr geschlossen war, da hatte jeder Teilnehmer das Bewußtsein, einer einzigartigen, erhebenden Kundgebung beigewohnt zu haben. Man hatte erfahren, daß man nicht allein den guten Kampf kämpfe, sondern Freunde und Gesinnungsgenossen habe überall. Das tat besonders uns Remscheidern wohl, die so hart das Joch des Kirchenregimentes zu spüren bekommen haben. Wir stehen nicht allein in dem uns aufgedrungenen Kampfe, Wahrheit und Freiheit finden stets ihre Beschützer, und zwar um so mehr, je stärker ihre Widersacher sich gebärden, — mit diesem tröstenden und erhebenden Bewußtsein traten wir Remscheider zu mitternächtiger Stunde unsere Heimfahrt von Köln an. Und wenn nun ein Teilnehmer an dieser Fahrt in diesen Tagen seine Schritte wieder hinauslenkt in unseren herrlich gelegenen Stadtpark, von wo er das alte, heilige Köln zu seinen Füßen kann liegen sehen, dann wird er freudigen Herzens zurückdenken an den Abend des 18. Januar 1906.

*) Vgl. den Wortlaut der Rede Jathos im Hauptblatt dieser Nr.

**) Der Beschluß lautet: Vom „Verein für evangelische Freiheit" zu Köln berufen, tagt heute, am 18. Januar 1906, im großen Saale der Kölner Lesegesellschaft eine Versammlung von über 1000 evangelischen Männern und Frauen aus Köln und Umgebung sowie von Abordnungen aus zahlreichen anderen evangelischen Gemeinden des Rheinlandes und Westfalens, um zur Nichtbestätigung des Lizentiaten Römer als Pfarrer in Remscheid Stellung zu nehmen.

Die Versammlung beschließt folgende Erklärung:

Die Tatsache, daß dem mit großer Mehrheit zum Pfarrer in Remscheid gewählten Lizentiaten Römer seitens des Königlichen Konsistoriums zu Koblenz die kirchenregimentliche Bestätigung verweigert worden ist, begründet, obgleich die endgültige Entscheidung der Angelegenheit durch den Oberkirchenrat noch aussteht, schon jetzt für die Anhänger evangelischer Glaubensfreiheit in der rheinisch-westfälischen Landeskirche ein dringendes Bedürfnis, ihren Standpunkt in unzweideutiger Weise zu wahren. Denn dem Konsistorialbescheide kommt in seiner vorliegenden Fassung bereits heute eine weit über den Fall Römer hinausgehende, die ganze Provinzialkirche ergreifende Bedeutung zu.

Die Konsistorialverfügung richtet sich, wie man nach ihrem Wortlaute annehmen muß, gegen die Anschauungen der ganzen freier gerichteten Theologie. Sie scheint den Pfarrern, die auf dem Boden dieser Theologie stehen, das Recht der Amtsführung und den Kandidaten derselben Richtung die Aussicht auf Bestätigung innerhalb der rheinischen Kirche absprechen zu wollen.

Durch diese Auffassung des Konsistorialbescheides fühlt sich die Versammlung mit allen Anhängern der evangelischen Glaubensfreiheit innerhalb unserer Provinzialkirche auf das schwerste beunruhigt. Sie ist von dem Segen der Wirksamkeit freier gerichteter Pfarrer aufs tiefste überzeugt und hält die Arbeit solcher Geistlichen für unbedingt erforderlich zum allseitigen gedeihlichen und friedlichen Ausbau unserer Landeskirche.

Je bereitwilliger die Versammlung anerkennt, daß die Kirchenbehörden der Rheinprovinz sich entsprechend alter rheinischer Überlieferung bis in die jüngste Vergangenheit hinein auch gegenüber den freieren theologischen Anschauungen innerhalb der Kirche weitherzig und duldsam erwiesen haben, desto zuversichtlicher erwartet sie, daß das Königliche Konsistorium zu Koblenz für die Zukunft nicht auf der Linie des Entscheides im Falle Römer verharren, sondern zu seiner bewährten früheren Gepflogenheit zurückkehren wird.

Nachrichten.

Allerlei Römisches. Kommunion und Politik. In Liptingen (Bezirk Stockach in Oberbaden) hat der katholische Geistliche einer Frau die Kommunion verweigert, weil ihr Mann den nationalliberalen „Nollenburger Boten“ austrägt!!

Weihnachtspredigt und Politik. In Untergrembach bei Bruchsal hat der katholische Pfarrer am ersten Weihnachtsfeiertag in der Predigt von der Kanzel die Broschüre der Bischöfe der deutschen Schweiz gegen die „schlechten, kirchenfeindlichen“ Zeitungen verlesen und zum Schluß gesagt, daß es eine heilige Pflicht eines jeden katholischen Christen sei, auf ein gut gesinntes Blatt zu abonnieren und in demselben zu inserieren. Für dieses kleine Opfer „werde der Segen von Oben nicht ausbleiben“. — Es muß eine recht tiefe erbauliche Weihnachtspredigt gewesen sein!

Sündenvergebung und Politik. In Philippsburg bei Bruchsal wurde eine Gastwirtsfrau vom Beichtstuhl fortgeschickt, weil sie die „unchristlichen Blätter“, die sie für die Gäste halten muß, nicht abschaffen wollte. Sie erhielt die Absolution, die Sündenvergebung, nicht. — Wir bemerken ausdrücklich, daß die hier gesammelten Fälle nicht von lange her zusammengebracht sind, sondern in der Presse in den letzten drei Wochen als eben geschehen mitgeteilt sind.

Frankreich. Den älteren Semestern an der theologischen Fakultät in Paris, deren durch das Trennungsgesetz bedrohtes Fortbestehen durch eine Vereinigung der Freunde der Fakultät gesichert erscheint, ist von der Fakultät folgendes Thema für das nächste Jahr zur Ausarbeitung empfohlen worden: Die sozialen Gedanken Friedrich Naumanns, ihre Entwicklung und ihr Einfluß auf seine Theologie! — Ob solche Freiheit und solcher Wirklichkeitssinn wohl im lieben deutschen Vaterlande möglich ist? Kaum! denn hier fühlt man sich sicher im Besitz der Macht und des Bestandes (ob mit Recht?) und kann geruhig in den verstaubten Folianten längst vergangener Jahrhunderte und versunkener Weltanschauungen wühlen und der Gegenwart — vergessen!

Die liberalen Protestanten Frankreichs haben Ende November in Montpellier die XI. Generalversammlung ihrer Repräsentanten erlebt. Charakteristisch war die außerordentlich religiöse Wärme, der herzliche Wunsch nach Gemeinschaft mit den Positiven, aber auch das freiheitliche Bekenntnis: „Jedes Glied der Kirche habe das Recht und die Pflicht, selbständig zu forschen und aus der heiligen Schrift wie aus der persönlichen Frömmigkeitserfahrung seinen Glauben und Glaubenssätze zu schöpfen. — Wir freuen uns an dem Gedanken, daß wir in Jesus Christus die höchste Gabe Gottes besitzen, den Heiland, welcher durch seine Person, seine Lehren, sein reines Leben, sein Opfer und durch seinen Sieg über den Tod unablässig den Kindern des himmlischen Vaters die nötige Kraft mitteilt, um über alle Formen des Übels Gerechtigkeit und Liebe walten zu lassen. — Allen, die in der Gemeinschaft Jesu Christi bei Gott die Vergebung ihrer Sünden, Kraft zu sittlichem Leben, Trost im Leiden und Ewigkeitshoffnung suchen, denen öffnen wir brüderlich unsere Kirche, an deren Front wir die Losung stehen lassen: Evangelium und Freiheit.“

Wir bedauern, die dreitägigen Verhandlungen hier nicht ausführlicher wiedergeben zu können. Die Reden des Barons von Schickler, des Pastors Emil Schulz und Jalabert, die Predigten von Blot und Fayot sind Stücke, bei deren Lektüre uns das Herz erbebt. „Stehend, voll Freude und Hoffnung sang die Versammlung das Lutherlied.“ Acht Tage später wurde im Senat das weltbewegende Gesetz angenommen, daß künftig in Frankreich Staat und Kirche zwei getrennte Größen sein sollen. Die deutschen Protestanten mögen nun ihre Augen offen haben auf die Gestaltung des religiösen Lebens in Frankreich, lernen und Schlüsse ziehen. Unsere liberalen Freunde in Frankreich aber nehmen eine Riesenaufgabe auf sich: Sie tun es in Gottes Namen. Wir wünschen ihrer Arbeit Gottes Segen.

Vereine und Versammlungen.

Berlin. Berliner Unionsverein (Deutscher Protestantenverein), Freitag, den 2. Februar (nicht den 26. Januar), 8 Uhr, in der Aula des Friedrichs-Werderschen Gymnasiums (Dorotheenstr. 13/14), Prediger Torge: „Die Propheten Israels“. Freitag, den 9. Februar, um die gleiche Zeit am gleichen Ort, Prediger Lic. Dr. Hollmann-Charlottenburg (Trinitatis): „Das Spätjudentum und der Parsismus.“

Parochialverein der Heilig-Kreuz-Gemeinde. Montag, den 12. Februar, 8¼ Uhr, in der Unionsbrauerei (Hasenhaide), Dritter Diskussionsabend. „Nicht Kirchentum, sondern Christentum wollen die Liberalen.“ Ref. Pfarrer D. Max Fischer-St. Marcus.

Hamburg. Protestantenverein. Donnerstag, 8. Februar, in der Aula des Johanneums, 8 Uhr: „Die Religion und die Kirchen.“ Pfarrer Alfred Fischer-Berlin. Nach dem Vortrage treffen sich die Mitglieder und Freunde im Hackerbräu (Altenwall 2, Ecke Rathausmarkt).

Dresden. Protestantenverein. 21. Februar, im kleinen Gewerbehaussaal, Ostraallee, 8 Uhr. „Die Stellung der Frau in der Kirche und ihr kirchliches Wahlrecht.“ Fräulein Martha Fietz-Hamburg.

Karlsruhe. Protestantenverein. „Das Christentum und der moderne Mensch.“ Stadtpfarrer Rapp-Karlsruhe.

Flügel
Pianinos
Phonola

Julius Blüthner

Berlin W.
Potsdamer-
strasse 27 b.

Lebens-, Militärdienst-, Braut-Aussteuer-, Pensions- u. Renten-Versicherung.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart

Auf Gegenseitigkeit. Gegründet 1875.

Unter Garantie der Stuttgarter Mit- u. Rückversicherungs-Aktiengesellschaft.

Gesamtversicherungsstand: 650 000 Versicherungen. | Zugang monatlich 6000 Mitglieder.

Vermögensstand mehr als 40 Millionen Mark.

Prospekte und Versicherungsbedingungen, sowie Antragsformulare kostenfrei.

Mitarbeiter aus allen Ständen überall gesucht.

Im Verlage von **Bruer & Co.** in Berlin

ist soeben erschienen:

Ideen zu einer Neu-Reformation der Lutherischen Kirche

Von Dr. jur. Ad. Assmann in Hamburg.

Preis 50 Pfennig.

Die Broschüre ist das christliche Glaubensbekenntnis eines 85jährigen. Der Autor unterzieht die Evangelien des Neuen Testamentes einer scharfen Kritik und legt ein neues Glaubensbekenntnis vor, das dem religiösen Bewußtsein vieler entsprechen dürfte. Er beweist durch die eigene reiche innere Erfahrung eines langen Lebens, daß man auch mit einer freieren Auffassung ein Christ bleiben und ein christlich-religiöses, namentlich aber auch ein Gebetsleben führen kann.

Gegründet 1826. **G. Herbert,** Gegründet 1826.

Berlin SW. 13, Alte Jakobstrasse 5.

Spezial-Geschäft mit eigenen Werkstätten für

evangel. Prediger-Ornate
(Talare von 16—65), Baretts von 5 Mk. an, Bäffchen von 40 Pf. etc.

evangel. Paramente
von den einfachsten bis zu den reichsten.

evangel. Ornamente
und vasa sacra in echt und unecht.
Kirchenteppiche, Kirchenkronen, kirchliche Ölgemälde, Oblaten mit Kruzifix à Mille 1,30 Mk.
Altar-Leuchter und Lichte etc.

Ehrende Zeugnisse hochgestellter Geistlichen, Konsistorien, Regierungen und Private. ○ ○ ○ ○ Proben, Preisverzeichnisse und Berechnungen kostenlos.

Bremer Orgelbau-Anstalt

Kirchen- und Salon-Orgeln

Wartburgstrasse 84.

Ernst Gehlhar,

Orgelbaumeister.

Sachsen-Altenburg.

Technikum Altenburg

Maschinenbau. Elektrotechnik.
Papiertechnik. Automobiltechnik.

Programm frei.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.